9/1988 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427–5217

FREIE Welt

Mit Preisrätsel!

Wir leben auf Sachalin

Etwa achtzig Nationen und Völkerschaften leben im fernöstlichen Inselgebiet Sachalin, darunter die hier angestammten Niwchen und Oroken.

Nationalitätenpolitik
Der Beitrag „Die Insel im Pila Kerkk“ berichtet über Sachalin und deren Bevölkerung, besonders über die angestammten Niwchen und Oroken, und beschäftigt sich mit einigen Aspekten der Nationalitätenpolitik
Seiten 4–15, 42–53, 56

Bericht aus Westberlin
Arbeitslos – das Los der Familie Franke **Seite 16**

Sport
Ein Grand mit fünfen und der Feuerwehrmann
Seite 20

Wirtschaft
Bevor der „Ikarus“ rollt – bei den Busbauern im ungarischen Székesfehérvár
Seite 22

Memoiren
Erinnerungen von Wladimir Gall **Seite 26**

Grafik zu Literatur
Dagmar Ranft-Schinke – Tschingis Aitmatow
Seite 28

Musiktheater
Kostproben aus Bratislava. Das Slowakische Nationaltheater gastiert zu den „Gemeinsamen Tagen der Kultur ČSSR–DDR“ in Berlin und Leipzig **Seite 30**

Mode
Saizew jun. für Männer
Seite 32

Erzählung
Vytautė Žilinskaitė: „Die Rückkehr des Prometheus“
Seite 34

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

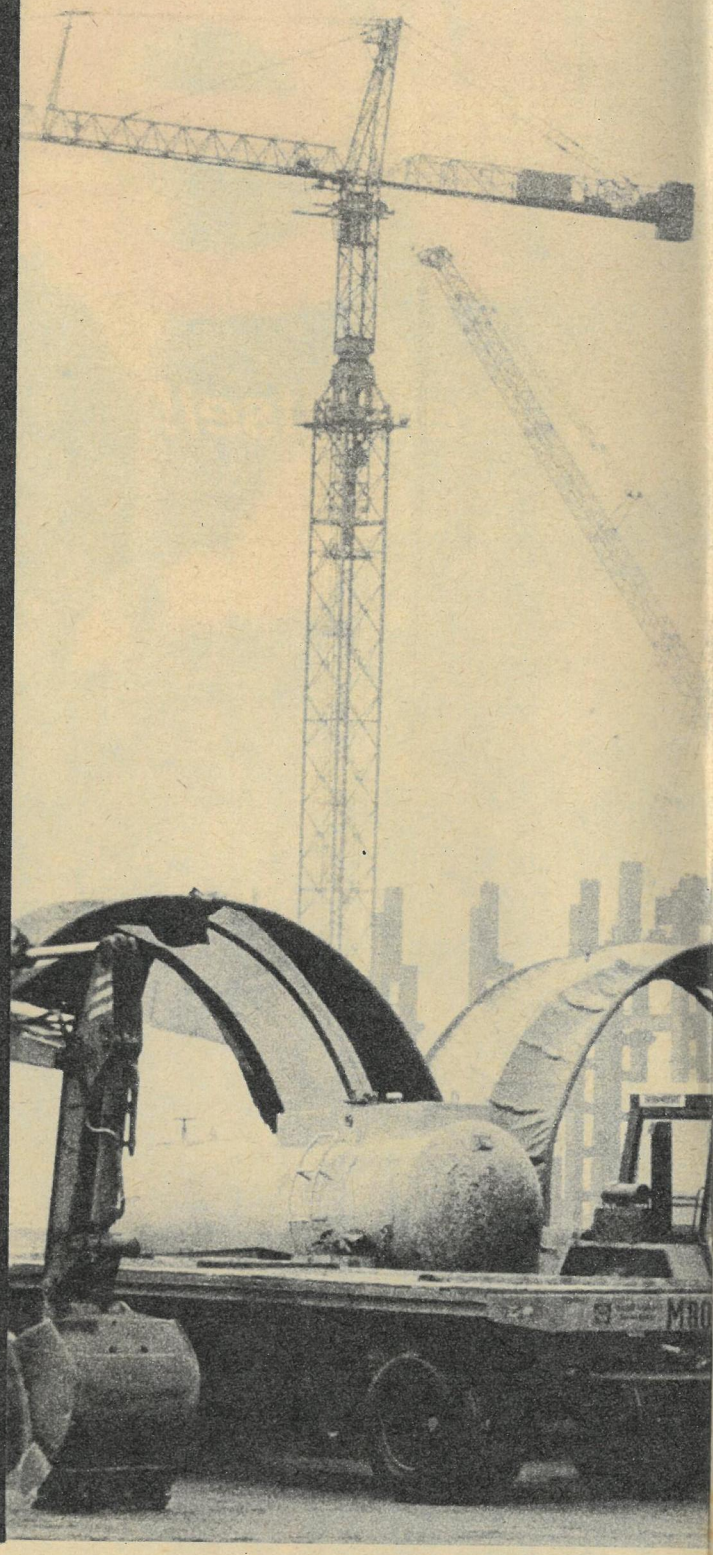
Kinderserie
Kolobok bei den Sternbildern (Schluß) **Seite 40**

Nachrichtenmagazin
Seite 54

Titelfoto:
Die Inselbewohner wurden von Detlev Steinberg im Naherholungspark von Jushno-Sachalinsk fotografiert

Redaktionsschluß für dieses Heft: 18. 4. 1988

Die Fahnen von Kriwoi Rog



Es ist das Jahr 1928, als die Bergleute von Kriwoi Rog ein Geschenk verabschieden (Foto ganz oben): eine rote Fahne. Ihr Gruß an die deutschen Kampfgefährten im Mansfeldischen. Ihre Antwort auf einen Brief, den ihnen Otto Brosowski, Sekretär der KPD-Betriebszelle des Paul- und Vitzthumschachtes, geschickt hatte. Ihr Symbol dafür, wie sie schreiben, „daß wir immer mit euch sind...“. Und die Mansfelder Kommunisten, allen voran Minna und Otto Brosowski, hüten das rote Tuch vor dem Zugriff der Faschisten. Als 1945 Rotarmisten das Land befreien, gehen sie ihnen mit eben dieser Fahne entgegen...

Kriwoi Rog, 60 Jahre später. Nahe dem Städtchen Dolinskaja entsteht das Bergbau- und Aufbereitungskombinat Kriwoi Rog. Ein Integrationsobjekt, das auch von DDR-Spezialisten mitgebaut wird. Bis zu 3000 werden einmal hier arbeiten: Objekte der Aufbereitung errichten, wie Zerkleinerung, Filtration und Naßkonzentratlager, einschließlich Wohnungen für die künftigen Betreiber. Um so unserem Land einen Teil des Rohstoff-Energie-Bedarfs aus der Sowjetunion zu sichern. In den Anlagen des Werkes sollen künftig jährlich 34 Millionen Tonnen Eisenerz verarbeitet werden.

In diesen Apriltagen nun am DDR-Abschnitt (Foto rechts oben). Als 1985 die ersten Bauarbeiter hier eintrafen, waren ringsum nichts weiter als Maulbeerhaine und Felder. Jetzt, trotz naßkalten Wetters, festliche Stimmung. Besuch aus der Heimat wird zur 2. Delegiertenkonferenz der DSF-Grundeinheit erwartet: Der Präsident der Freundschaftsgesellschaft, Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED, besucht wenige Wochen vor dem 13. DSF-Kongreß in Berlin die Bauleute in der Ukraine, bespricht mit ihnen Fragen der Arbeit und des Lebens hier (Foto rechts unten). Fünf Tage Planvorsprung haben die Werktätigen des Spezialbaukombinats Magdeburg unter den schwierigen klimatischen Bedingungen herausgearbeitet. Die DSF-Mitglieder des Baustellenkollektivs sehen auch in der Pflege und dem Ausbau der Kontakte zu den sowjetischen Menschen eine ihrer Aufgaben. Die DDR-Baustellenkollektive unterhalten derzeit Patenschaftsbeziehungen zu 12 Betrieben des Territoriums, berichtet der Sekretär der DSF-Grundeinheit Gottfried Müller. So gibt es beispielsweise Patenschaften mit dem Lenin-Kolchos und der Makarenko-Schule.

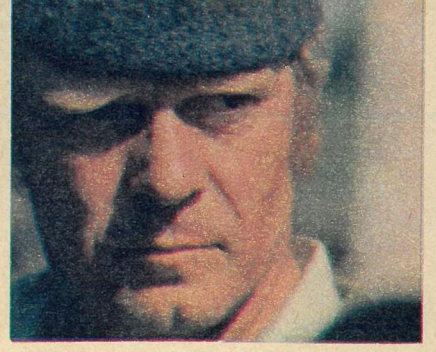
60 Jahre nach der großen Kundgebung, auf der das Geschenk der Kumpel des Dsershinski-Schachtes verabschiedet wurde, kehrt es nunmehr symbolisch nach Kriwoi Rog zurück: Der Präsident der Freund-

schaftsgesellschaft übergibt ein Banner, der legendären Fahne von einst nachgestaltet (Foto links außen). Künftig soll es an die besten Kollektive im sozialistischen Wettbewerb als Wanderfahne vergeben werden. „Ihr alle seid es", sagt Erich Mückenberger, „die hier auf ukrainischem Boden, nur wenige Kilometer entfernt von dem Ort, von dem aus die nie besiegte oder entweihte Fahne ihre Reise in das Mansfelder Land antrat, für die Fortsetzung ihrer großen Tradition eine ganz besondere Verantwortung tragen."

Jürgen Geitner (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)

Pjotr Kirjuschin, Russe

Olja Tamir, Niwchin



Anatoli Iwanow, Ukrainer

Galina Tschemlakowa, Ewenkin

Soja Taigun, Koreanerin

Linda Zykryk, Orokin

Wiktor Kamanka, Udehe

Nadeshda Masur, Belorussin

FREIE WELT 1988

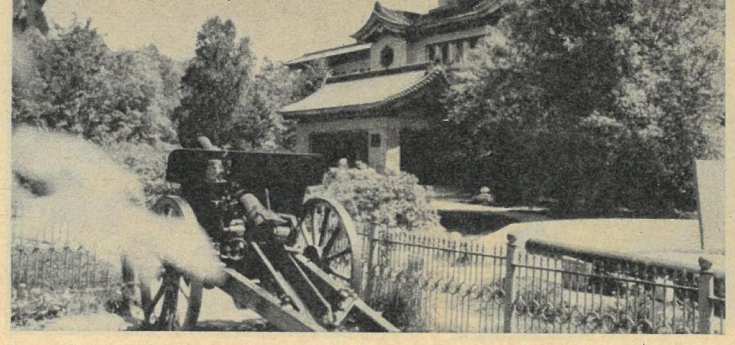
Gisela Reller
Detlev Steinberg
Nina Charitonowa

Der Beitrag entstand in Zusammenarbeit mit APN.

Insel im Pila Kerkk

Die Insel Sachalin, gelegen im Fernen Osten der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik, erstreckt sich von Nord nach Süd über 948 Kilometer und wird von 701 000 Menschen bewohnt: 82 Prozent der Insulaner sind Russen – erst Jahrzehnte hier angesiedelt. Seit Jahrhunderten jedoch leben Niwchen und Oroken auf der Insel, sie sind die angestammte Bevölkerung Sachalins, was aus dem Mongolischen übersetzt „Die Felsen des Schwarzen Flusses“ heißt. Wir besuchten die Insel im Ochotskischen Meer, Heimat für Angehörige von etwa achtzig Nationen und Völkerschaften. Durch die Fährverbindung zwischen Cholmsk und Wanino, der letzten Bahnstation der BAM, ist die Insel im Pila Kerkk, so nennen die Niwchen das Ochotskische Meer, seit eineinhalb Jahrzehnten eng mit dem „Großen Land“, dem Festland, verbunden.

Pjotr Tretjakow, Erster Sekretär des Parteikomitees des Inselgebietes Sachalin.



Das Heimatkundemuseum in Jushno-Sachalinsk, Hauptstadt von 60 Inseln: Sachalin, 57 Inseln der Kurilen, die Inseln Moneron und Tjuleni.

Das Jushno-Sachalinsker Heizkraftwerk, 1976 in Betrieb genommen, Fertigstellung: 1992.

Insel
ohne Wonnemonat

„Gestern schlug ich mich den ganzen Tag mit dem Klima auf Sachalin herum. Es ist schon schwer, von derlei Dingen zu schreiben, aber schließlich habe ich den Teufel doch beim Schwanz gepackt. Ich entwarf ein Bild des Klimas, daß einem beim Lesen kalt wird."
Anton Tschechow

Sachalins Klima ist, als sich ein Jahrhundert später unser FREIE WELT-Team auf die Reise macht, nicht freundlicher geworden.
Um die hundert Zyklone hat die Bevölkerung hier jährlich durchzustehen, Erdbeben, Vulkanausbrüche, Schneestürme und Lawinen. Die meisten Zyklone – Wirbelstürme, die im Indischen Ozean ihren Ursprung haben – stürzen sich von Januar bis März auf die Insel. 1970 zum Beispiel rasten über Sachalin innerhalb von nur fünfundfünfzig Tagen, vom 21. Januar bis 16. März, zehn an der Zahl, der Wind erreichte Orkanstärke.
Taifune – ganzjährlich entstehende regionale Wirbelstürme über dem Stillen Ozean und dem angrenzenden Festland – treten besonders häufig zwischen Juli und November auf. Der verheerende Taifun „Phillis" zum Beispiel forderte im August 1981 Menschenleben und verursachte Schäden von fünfhundert Millionen Rubeln.
Tsunamis – seismische Wellen, die durch Erdbeben und Vulkanausbrüche auf dem Meeresgrund entstehen – pflanzen sich als zerstörerische Wogen bis zu siebenhundert Kilometer in der Stunde fort, beim Auflaufen auf die Küste können die Wellen bis zu dreißig Meter Höhe erreichen. Im November 1952 zum Beispiel verschluckte eine solche Welle teilweise eine bewohnte Insel der Kurilenkette, die Insel Paramuschir.

Noch häufiger wird Sachalin von Überschwemmungen heimgesucht, die Überschwemmung vom September 1970 zum Beispiel – man registrierte Windstärke 12 – gilt als eine der verheerendsten. Doch damit nicht genug, ist Sachalin äußerst erdbebengefährdet: Im September 1971 zum Beispiel wütete ein Erdbeben der Stärke 8 nach der Richterskala, im Juni 1977 eines der Stärke 6 bis 7, die Schäden waren beide Male beträchtlich.
Im Gebiet Sachalin, zu dem administrativ auch die Kurileninseln gehören, gibt es vierzig tätige Vulkane, neununddreißg davon auf den Kurilen, einen Schlammvulkan auf Sachalin. Im Juni 1972 erwachte der Vulkan Alaid nach langem Schweigen, in diesem Jahrhundert das dritte Mal; die Aschewolken erreichten eine Höhe von acht und eine Breite von sechs Kilometern. Auf Sachalin betragen die Wintertemperaturen bis 50 Grad minus. Die Strenge des Sachaliner Winters wird noch verstärkt durch langanhaltende Schneestürme, 1963 zum Beispiel raste noch am 1. Juni ein Schneesturm über die ganze Insel. Die mächtigen Schneefälle lösen oft Lawinen aus, die vom März 1986 zerstörten zahlreiche Verkehrs- und Energieverbindungen. Im kurzen, kühlen, regnerischen Sommer ist Sachalin fast immer eine „Insel im Nebelmeer".
Wir sehen schon, einen feststehenden Wonnemonat gibt es nicht auf Sachalin.
Übrigens kam der Name Sachalin durch ein Mißverständnis zustande: 1710 war von Pekinger Missionaren eine Karte von Sachalin gezeichnet worden. An der Westküste der Insel, direkt gegenüber der Mündung des Amur, gibt es auf jener Karte eine Inschrift der Missionare: „Saghalien angahata", was mongolisch „die Felsen des schwarzen Flusses" heißt. Diese Bezeichnung bezog sich wahrscheinlich auf einen Felsen oder auf ein Kap an der Amurmündung. Frankreichs Geograph Anville jedoch bezog sie auf die Insel selbst, daher ihr Name Sachalin, der später von dem russischen Marineoffizier Adam Johann von Krusenstern (1770–1846) auch für russische Karten verwendet wurde. Bei den Japanern nannte man Sachalin Karafuto oder Karaftan, was „die chinesische Insel" bedeutet. Die angestammten Niwchen nennen ihre Insel seit jeher Ychmif, etwa mit „Ort der Geburt" zu übersetzen.
Die Rauhe, Unwirtliche, die Insel Sachalin, liegt fern im Osten, runde zehntausend Kilometer von uns entfernt, durch zehn Stunden Zeitunterschied von uns getrennt.
Wir machen uns im Monat Juni auf den Weg dorthin, da ist wenigstens eines sicher: Im Schnee werden wir nicht steckenbleiben. Seit April 1987 gibt es von Moskau aus Direktflüge, im Nonstop-Flug kann man mit einer IL-62 M in zehn Stunden von Moskau nach Jushno-Sachalinsk fliegen. Wir waren bis Wladiwostok vorgeflogen, weil wir vorher hier noch zu arbeiten hatten. Den Katzensprung von Wladiwostok nach Sachalin wird die TU 154 in einer Stunde und zehn Minuten bewältigen.
Der Flug von Wladiwostok beginnt mit beunruhigender ausführlicher Erläuterung des Gebrauchs der Schwimmwesten, „weil", so die Stewardeß, „wir fast die ganze Zeit über Wasser fliegen" und ja immerhin die Möglichkeit besteht, in dieses zu fallen. Doch wir landen nach 1050 unkatastrophalen Flugkilometern wohlbehalten-trocken auf dem Jushno-Sachalinsker Flughafen.

Insel
der Heiligen?

„Die Bewohner versichern einstimmig, daß man auf Sachalin ‚auf keine Art' leben kann... Gutwillig (können) hier nur Heilige leben."
Anton Tschechow

Vom Flughafen werden wir von Iwan Beloussow abgeholt, er ist mittelgroß, schlank, um die Fünfzig, witterungs-brünett mit klaren, hellen Augen, ein Russe, einer, der hier aus gutwilligen Gründen lebt. Ein Heiliger? „Heilig" mutet – zumindest auf den ersten Blick – höchstens sein üppiges weißes Haar an.
Der Flughafen der Sachaliner Insel- und Gebietshauptstadt Jushno-Sachalinsk liegt etwa zehn Kilometer außerhalb der Stadt. Auf unserer Autofahrt ins Hotel wechseln sich schmucke Holzhäuser mit geradezu baufälligen Katen ab, näher zur Stadt kommen Steinhäuser ins Bild. Wir wissen: Auf Sachalins Fläche von 76 400 Quadratkilometern fänden Dänemark und Belgien Platz. „Unsere Insel hat die Gestalt eines Fisches", sagt Iwan Beloussow, „sein Maul befindet sich im nördlichen Teil des Ochotskischen Meeres, seine Rückenflosse zeigt etwa die Mitte der Insel an, sein Schwanz wird von warmen südlichen Strömungen umspült. Wohl nirgendwo auf der Welt gedeihen in so enger Nachbarschaft Bambus, Eiche, wilder Wein, Fichte, Edeltanne, Lianen, die japanische Zierkirsche, nördlich-kümmerliche Lärchen und Rentiermoos." Wir wissen: Die Insel Sachalin, die siebenundfünfzig Inseln der Kurilen, die Inseln Moneron und Tjuleni bilden zusammen eine administrativ-territoriale Einheit, das Sachaliner Gebiet, das einzige Gebiet in der ganzen Sowjetunion, das nur aus Inseln besteht. Jushno-Sachalinsk hat 170 000 Einwohner. Vorbei an Bahnhof und Stadtpark „Juri Gagarin" mit Kindereisenbahn biegen wir in die Hauptstraße ein und erhaschen auch sogleich einen freundlichen Willkommensblick vom bronzenen Wladimir Iljitsch. Dann halten wir schon vor unserem Hotel „Jushno-Sachalinsk", „erdbebensicher gebaut", sagt Iwan Beloussow mit ermutigendem Lächeln und bittet in zwei Stunden zu Tisch ins Restaurant „Sachalin".
Im dreistöckigen Hotel sind die Teppiche hochgerollt, Möbel in allen Ecken zusammengerückt, unüberriechbar der Geruch nach Farbe. In zwei Wochen, so hören wir, wird hier ein internationales Symposium stattfinden zur Erforschung der Ursachen von Erdbeben und starken seismischen Meereswellen. Noch ist das Inselgebiet Sperrgebiet, und Ausländer sind eine Rarität. Auch wir. Ungastlich mag oft die Insel, die Menschen scheinen es nicht zu sein. Es dauert wohl eine Stunde, bis wir unsere Zimmer betreten können, was hier jedenfalls nichts mit übertriebenem Bürokratismus zu tun hat, sondern mit den vielen menschlich-neugierigen Fragen des (russischen) Hotelpersonals nach WOHER und WOHIN.
Auf dem Restaurant-Tisch dann: Tintenfisch in Mayonnaise, Meereskohl in Tomatensoße, Suppe mit Fischklößchen, Krakensalat und in Teig gebratene Kammuscheln. Das Restaurant ist berstend voll, für uns wohlweislich ein Tisch reserviert. Das Völkergemisch, das die Insel prägt, prägt auch die Atmosphäre dieses Restaurants. Auffällig viele langnasige Kaukasier lassen es sich hier schmecken, auf-

Alle Zitate zu Beginn der Kapitel stammen aus Anton Tschechows Reisebericht „Die Insel Sachalin" aus dem Jahre 1890.

Noch im Juni türmen sich auf dem Ochotskischen Meer mannshoch die Eisschollen.

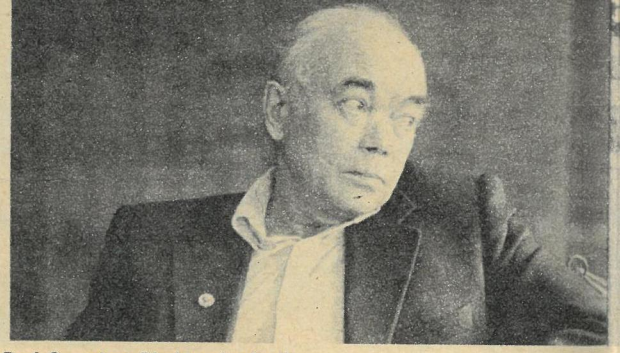
Der neue Teil des Dorfes Nekrassowka, hoch im Norden Sachalins gelegen, direkt am Ochotskischen Meer.

Der Innenhof eines von fünf Sanatorien (305 Patienten) im Süden der Insel.

„Tante Olga“ und Ilona Krawtschuk, Tochter der niwchischen Bürgermeisterin von Nekrassowka. Beide – Vertreter zweier Generationen – tanzen und singen im nationalen Laienkunst-Ensemble „Pilaken“ („Die große Sonne“).

Blick in die niwchische Fibel von 1932, die Schrift ist der lateinischen angeglichen.

Blick in die neue niwchische Fibel von 1979, die Schrift ist der kyrillischen angeglichen.



Prof. Sergejew, Direktor des Instituts für Meeresgeologie und Geophysik.

fällig wenige breitnasige Niwchen. Iwan Beloussow schaut sich um, sagt: „Die Sie für Niwchen halten, sind Koreaner, sechsunddreißigtausend gibt es auf Sachalin." Da ahne ich schon, daß wir die angestammten Ainu, Niwchen (früher: Giljaken) und Oroken auf der langgestreckten Insel wie Nadeln im Heuhaufen zu suchen haben. Aber wie kommen die augenfällig vielen Koreaner nach Sachalin? Das erheischt einen Exkurs in die hiesige Geschichte: Im Jahre 1904 erklärte Japan dem zaristischen Rußland den Krieg und bereitete ihm eine Niederlage. Das Ergebnis war der Vertrag von Portsmouth, nach dem 1905 die südliche Hälfte der Insel an Japan kam. Nach der Oktoberrevolution nutzte Japan die schwere Lage Sowjetrußlands aus, auch Nordsachalin wurde 1920 besetzt, die ganze Insel verwandelte sich in eine japanische Kolonie. Fünf Jahre dauerte die Besetzung Nordsachalins, erst im Jahre 1925 wurde hier die legitime Sowjetmacht wiederhergestellt. Der südliche Teil der Insel jedoch blieb in der Gewalt der Japaner.

„Tausende von Koreanern arbeiteten auf Südsachalin als Fremdarbeiter", sagt Iwan Beloussow. „Im September 1945, nach der Kapitulation Japans, das Hitler-Deutschland aktiv unterstützt hatte, siegte die historische Gerechtigkeit, der 2. Januar 1947 gilt als Geburtsdatum des Gebietes Sachalin. Viele Koreaner vertrauten auf die Sowjetmacht und blieben hier." Ich nutze die Pausen zwischen den fischigen Gängen, um der Frage ein Stück näherzukommen, ob und inwiefern Iwan Beloussow ein „Heiliger" ist.

„Mit siebzehn Jahren", erzählt er uns, „da mein Vater nach Sachalin als Offizier versetzt wurde, kam ich mit meinen Eltern hierher. Für mich stand damals fest, daß ich, sofern volljährig, zurückgehen würde in das Gebiet Kursk, ich bin dort in dem kleinen Dorf Nishne-Bobino geboren worden. Das ist vier Jahrzehnte her... 1950 begann ich als Zuschläger und Holzfäller zu arbeiten, dann absolvierte ich die Seefahrtsschule, dann begann ich in Jushno-Sachalinsk an der Staatlichen Pädagogischen Hochschule zu studieren. Als Held", sagt er, „habe ich mich nie gefühlt, obwohl es nicht zu übersehen ist, daß sich die ‚echten Sachaliner' – die hier Geborenen oder seit Jahrzehnten hier Ansässigen – gegenüber den Festlandbewohnern ein bißchen überlegen fühlen."

Insel der Tränen

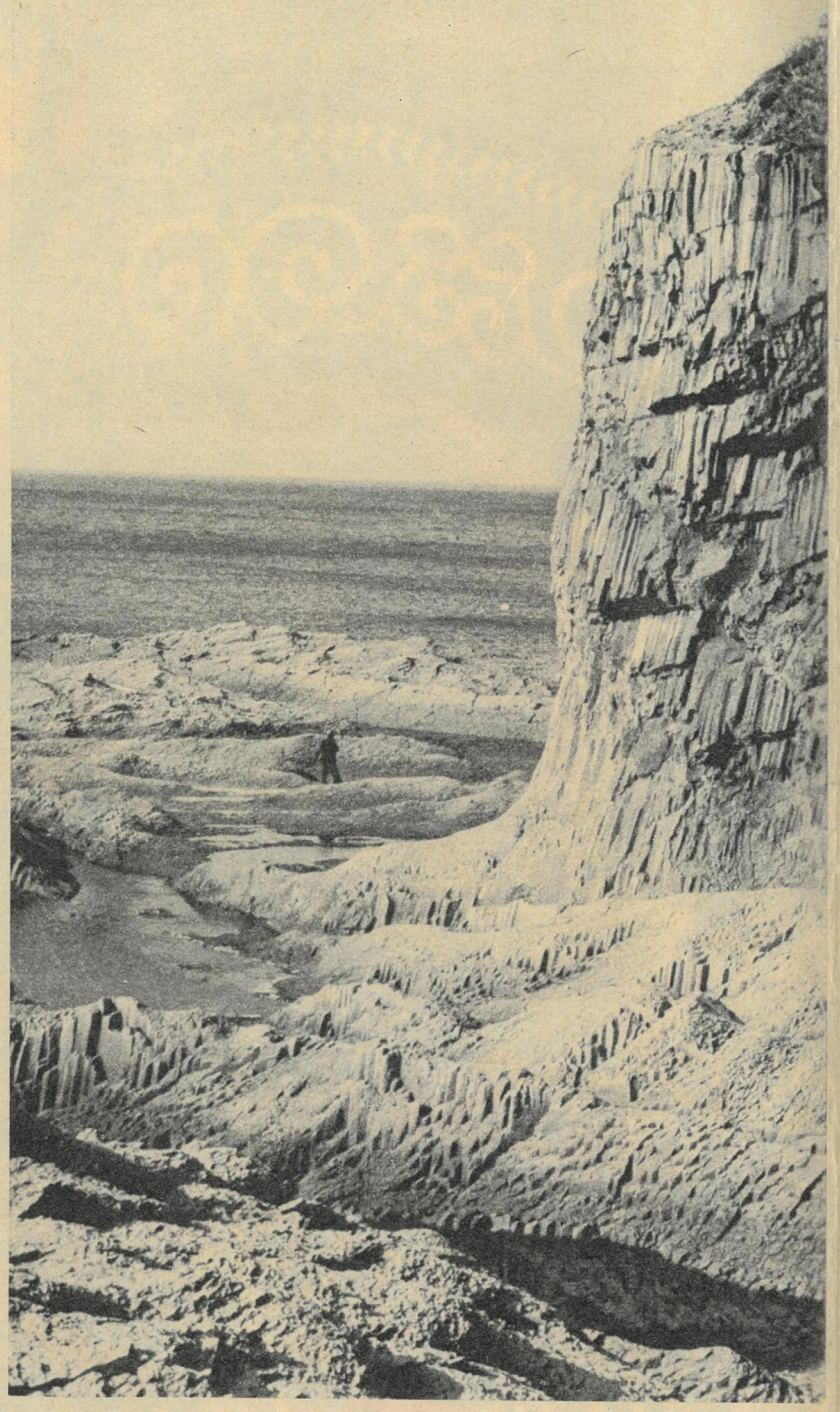
„Jeder von ihnen trägt Hand- und Fußfesseln; von der Mitte der Handfessel führt eine drei bis vier Arschin lange Kette zum Boden eines kleinen Karrens, an dem sie befestigt ist."

Anton Tschechow

Auf die unmenschlichen Verhältnisse im zaristischen Strafvollzug im allgemeinen und auf die schrecklichen Zustände auf Sachalin im besonderen war Anton Tschechow durch seinen Bruder Michail, der sich als Jurastudent mit dem Kriminalrecht und dem zaristischen Gerichtswesen beschäftigte, aufmerksam geworden. Als sich der Arzt und Schriftsteller Anton Tschechow, 1890 dreißig Jahre alt, auf den drei Monate währenden, strapaziösen Weg machte, war er bereits krank, tuberkulosekrank. Nach seinem dreimonatigen Aufenthalt „in der Hölle" schrieb er seinen schonungslosen dokumentarisch-literarischen Reisebericht. Zutiefst bewegend erzählt Anton Tschechow darin von dem Los der Sträflinge – teils wegen schwerer Verbrechen, oft aber auch nur wegen geringfügiger Vergehen oder falscher Anschuldigungen – verurteilt.

Da sich Iwan Beloussow als Mitautor des umfänglichen Buches „Das Inselgebiet Sachalin" (im Moskauer Verlag „Mysl" erschienen) entpuppt, kann ich meine Berliner Aufzeichnungen über Sachalins Geschichte so abrunden: Die ersten, die auf den Großen Ozean stießen und Sachalin den Namen „Land der Giljaken" gaben, waren im Jahre 1640 russische Kosaken unter Führung Iwan Moskwitins. Nach dieser Erstentdeckung durch russische Kosaken wurde von der einheimischen Bevölkerung der Jassak*) eingetrieben. Von 1655 bis 1656 zum Beispiel nahmen Amur-Kosaken im „Land der Giljaken" den Einheimischen 4827 Zobelfelle und – zugleich auch – den Eid auf die Untertanenschaft gegenüber Rußland ab. So war Mitte des 17. Jahrhunderts Sachalin fak-

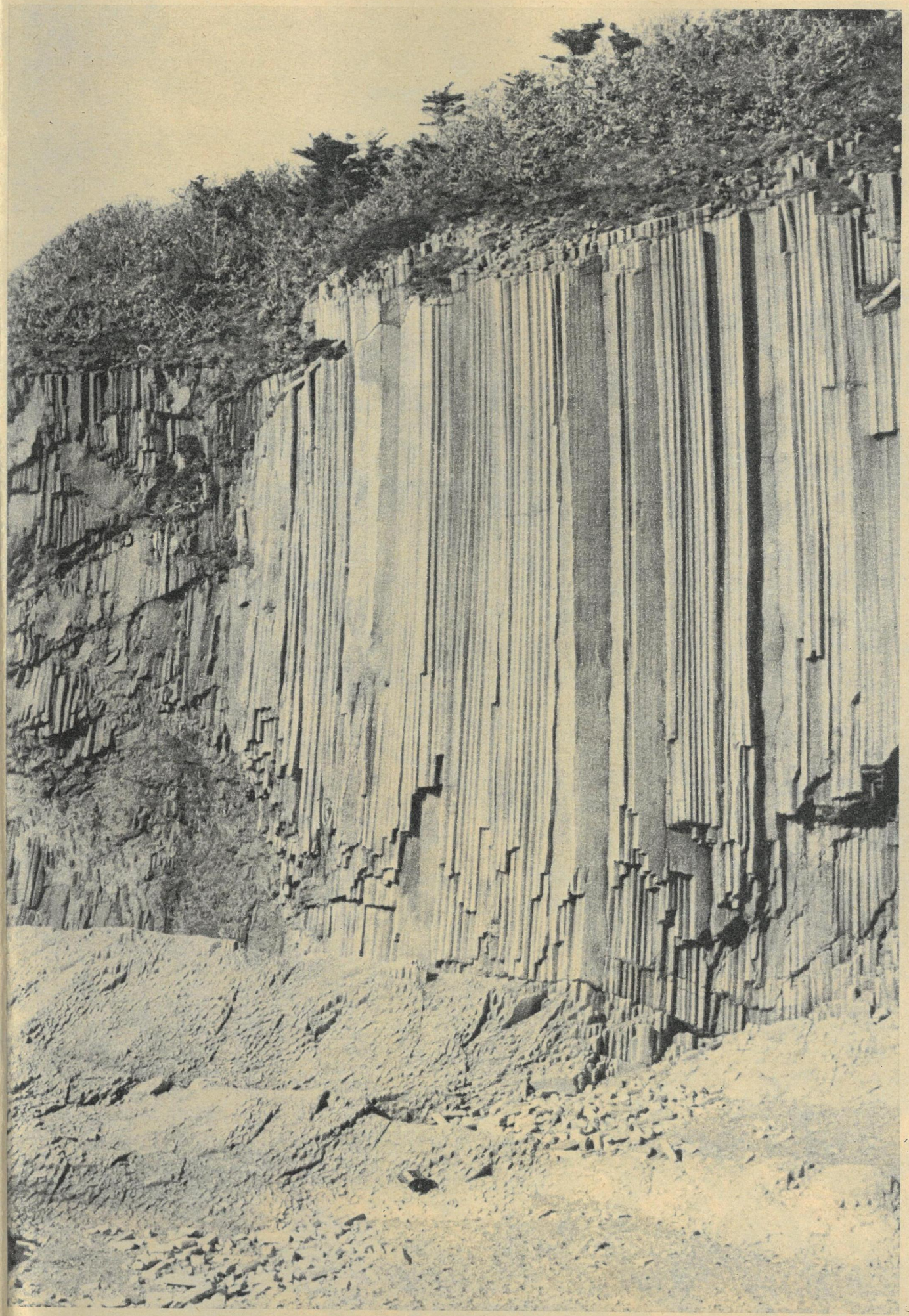
Eine Insel der Kurilenkette ist Kunaschir, herb und schön zugleich, die einzige Gegend in der Sowjetunion, wo die prachtvolle wilde Magnolie wächst. (Zusatzfoto: APN)



Die Niwchin Swetlana Pjagina ist verantwortlich für die Pflege der nördlichen Folklore.

Die Jushno-Sachalinsker gehen witterungsunängstlich ruhig ihrem Tagwerk nach.

Seit drei Jahren wird auf Sachalin mehr Wald angepflanzt als abgeholzt.



tisch an Rußland angeschlossen. Nach Moskwitin stießen Seeleute und Forschungsreisende aus aller Welt nach Sachalin vor. Über alle gäbe es Interessantes und Abenteuerliches zu berichten. Mir aber hat es besonders Gennadi Newelskoi angetan, der kühne russische Seeoffizier und Erforscher des Fernen Ostens, der 1849 entdeckte, daß Sachalin, bis dahin als Halbinsel angesehen, eine Insel ist. Gennadi Newelskoi war der erste, der sich um ein freundlich-freundschaftliches Verhältnis zu den Eingeborenen bemühte. Im Interesse der angestammten Bevölkerung schreckte er sogar vor einer Eigenmächtigkeit, die ihn fast seine Karriere gekostet hätte, nicht zurück: Er händigte vielen ausländischen Kapitänen durchreisender Schiffe ein mit seiner Unterschrift versehenes Dokument aus, in dem es unter anderem hieß: „Im Namen der russischen Regierung wird durch selbiges Papier allen ausländischen Schiffen kundgetan, daß die Küste des Tatarensundes und das ganze am Amur gelegene Gebiet bis an die koreanische Grenze mit der Insel Sachalin russische Besitzungen darstellen, daß hierselbst keinerlei willkürliche Verfügungen ebenso wie auch keinerlei Kränkungen der hier lebenden Stämme zugelassen werden können."

Nur allzuoft werden Denkmäler nur Männern gesetzt. Ich meine, auch Frau Newelskaja hat Nachruhm verdient. Auch sie, die bei ihrer Ankunft neunzehnjährige Jekaterina Iwanowna, behandelte die Einheimischen „schlicht und mit einer solchen Aufmerksamkeit, daß dies sogar den ungehobelten Wilden auffiel", schreibt Leutnant Boschnjak, Newelskois engster Mitstreiter. Und auch Newelskoi selbst erwähnt in seinen Aufzeichnungen das gute Verhältnis seiner Frau zu den Giljaken: „Jekaterina Iwanowna", schreibt er, „ließ sie im einzigen Zimmer unseres Flügels, das uns als Salon, Empfangszimmer und Speisezimmer diente, im Kreise auf dem Fußboden Platz nehmen und setzte ihnen eine große Tasse Grütze oder Tee vor. Sie, denen diese Art der Bewirtung gut gefiel, tippten der Hausfrau alle Augenblicke auf die Schulter und hießen sie bald Tamtschi (Tabak), bald Tee holen."

Als Newelskoi 1853 den Militärposten Murawjewski (heute Korsakow) gründete, begegneten die Ainu – die südlichen Eingeborenen – den russischen Seeleuten ausge-

Die Temperatur in Ocha ist zur gleichen Zeit etwa 10 Grad niedriger als im Süden.

Lenindenkmal des Bildhauers Wutschetitsch am Stadtpark von Jushno-Sachalinsk.

Landschaft auf der Fahrt vom Süden in den Westteil der Insel, nach Cholmsk.

In Jushno-Sachalinsk blühen noch im Juni nur Butterblumen …

Die östliche Festlandgrenze, weiter geht es nach Kamtschatka oder nach Japan.

Schule der angewandten Kunst der Nordvölker: Stickerei auf Fischhaut.

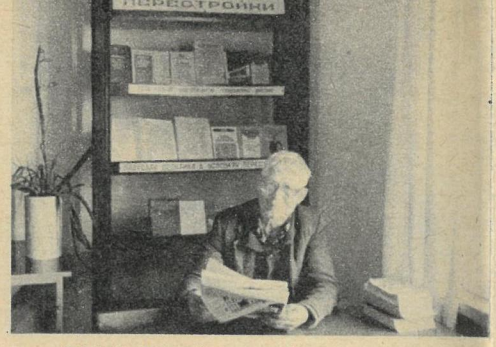
Lebensmittelgeschäft „unterwegs", in dem Dörfchen Ochotsk, auch sonntags geöffnet.

Eines der zwei neunstöckigen Häuser in Jushno-Sachalinsk, im Vordergrund ein Warenhaus.

Da die Fischfangsaison des Wetters wegen noch nicht beginnen konnte, gestattete Pjotr Istratow, Vorsitzender der Fisch-Kollektivwirtschaft „Lenin" in Cholmsk, ein Schau-Fischen.

Jeder siebente Sachaliner fährt ein Auto, Spielzeugautos nicht mitgerechnet.

Die Niwchenfamilie Panik aus Nekrassowka, Vater Alexander ist Mechaniker, Mutter Ljudmila Wirtschaftsleiterin eines Kindergartens.



In der Bibliothek von Nekrassowka: 860 ständige Leser.

sprochen freundlich. Sie verbeugten sich vor ihnen und winkten mit Weidenzweigen, die am Ende wie Pinsel auseinandergespalten waren – ein Zeichen besonderer Freundschaftlichkeit und Gastfreundschaft. Den hier zum Handel mit den Ainu eintreffenden Japanern händigte Gennadi Newelskoi, diesmal mit Zarengenehmigung, eine Deklaration aus, in der unter anderem stand: „Bereits Anfang des Jahrhunderts haben unsere udischen Tungusen (die Oroken) diese Insel besiedelt… Auch somit ist das Territorium der Insel Sachalin immer ein untrennbarer Bestandteil Rußlands gewesen." 1869 erklärte die Zarenregierung diesen „untrennbaren Bestandteil Rußlands" offiziell zur Sträflingsinsel.
Der für seine Zeit bekannte Journalist Doroschewitsch äußerte sich damals: „Bis jetzt gibt es für mich kein Verbrechen, daß es rechtfertigt, mit Sachaliner Zwangsarbeit bestraft zu werden." Da war Zar Nikolaus II. ganz anderer Meinung. Etwa ab 1900 verbannte er hierher wegen „Staatsverbrechen" auch politische Gefangene. Nach Informationen Sentschenkos, der als erster Leben und Tätigkeit der politischen Gefangenen auf Sachalin untersuchte, waren bis 1905 dreißigtausend „aktive Streiter gegen die Zarenwillkür" Strafgefangene auf Sachalin. Streiks der Gefangenen, Soldatenmeutereien, das Niederbrennen fast aller Gefängnisbauten im Oktober 1905 führte dazu, daß sich die Zarenregierung endlich doch gezwungen sah, das Gesetz über die Abschaffung der Zwangsarbeit auf ganz Sachalin anzunehmen. Wohl kaum jemand kann sich ein einziges Menschenalter später auch nur annähernd vorstellen, wieviel Leid und Tränen dieses Stückchen Erde sah, heute von den meisten auf Sachalin als Heimat geliebt – auch von Iwan Beloussow, der nicht Holzfäller blieb, nicht Matrose, nicht Lehrer, sondern auf der ehemaligen Gefängnis-Insel ein Dichter wurde, einer, der den Fernen Osten besingt:

Die Wildnis machten wir wirtlich, Leute, / salzten das Meer mit unserem Schweiß. / Seht, wie die Küste, taifun-gebeutelt, / heute im Glanz der Lichtketten gleißt! / Braucht uns erst gar nicht den Süden zu rühmen – / all sein Komfort ist uns durchaus bekannt. / Wer hat gesagt, / dies hier sei „kein Klima"? / Klima entsteht auch durch Menschenhand.

Insel
teurer Häuser

„Seiner geographischen Lage nach entspricht das untere Drittel von Sachalin Frankreich, und wären nicht die kalten Strömungen, besäßen wir ein wunderschönes Land…"
Anton Tschechow

Die ersten „Menschenhände" auf der von kalten Strömungen umspülten Insel waren im Süden die von Ainu, im mittleren Teil die von Oroken, im Norden die von Niwchen – sie gelten als die seit Jahrhunderten angestammte Bevölkerung Sachalins. Entsprechend dem Klima gruben sie sich in die Erde ein. In der Niwchensprache bedeuten deshalb die Worte „hineingehen" und „hinausgehen" bezeichnenderweise „tauchen" und „auftauchen".
Heute leben alle Bewohner Sachalins in Häusern über der Erde. Um Sachalins Hauptstadt „von oben herab" betrachten zu können, fährt Iwan Beloussow mit uns zum Naherholungsgebiet „Bergluft" auf dem Hügel Rossiskaja. Unser Weg dorthin führt uns durch ein ausgedehntes Wäldchen. Auf viele Pflanzen und Gräser zeigt Iwan Beloussow, die wir nicht wiedererkennen, obwohl sie gute Bekannte von uns sind. Sie sind so groß, daß sie ganz und gar fremd anmuten, die Farne zum Beispiel oder die Klette, die Blätter mit einem Durchmesser von zwei Metern hat. Riesenwuchs nennt man das, Gigantismus der Pflanzen, den Wissenschaftlern gibt er noch so manches Rätsel auf. Einzige Erklärung bis jetzt: die Asche der Vulkane, die ein hervorragendes Düngemittel darstellt, dazu die ständige hohe Luftfeuchtigkeit. Die dreihundert Meter hoch gelegene Naherholungszone imponiert mit viel Grün, einer Touristenbasis, Sprungschanzen, einer Slalomstrecke, einer Seilbahn, Spielplätzen. Von hier oben aus haben wir einen weiten Blick auf die Stadt. Das Bild bestimmen einstökkige Häuser, manche aus Stein, viele aus Holz. Doch auch dreietagige Häuserkomplexe machen sich schon breit; in der Ferne erspähe ich ein Heizkraftwerk; „das Meer", sagt Iwan Beloussow, „liegt links".
Wir kommen gerade vom „Sachaliner Projektierungsinstitut für Städte und Siedlungen", sprachen dort mit dem Direktor Wladimir Girnik. „Jede Familie", so hatte Wladimir Girnik gesagt, „bewohnt ihre eigene Neubauwohnung oder ein Häuschen."
Also keine Wohnungsprobleme auf Sachalin?
Und ob: Viele dieser Häuschen nämlich sind alt und baufällig, die meisten ohne Komfort.

Noch bis vor etwa zehn Jahren baute man auf Sachalin vorrangig zweistöckige Häuser, gegenwärtig in der Regel dreistöckige, projektiert sind schon Sechzehner, „fünf- bis neunstöckige werden wohl das Rennen machen, zwei neunetagige Häuser stehen bereits. Im Norden ist schon vieles moderner, denn hier bei uns im Süden gibt es die Sowjetmacht ja erst vier Jahrzehnte, unser Institut erst seit 1958", sagte Wladimir Girnik.

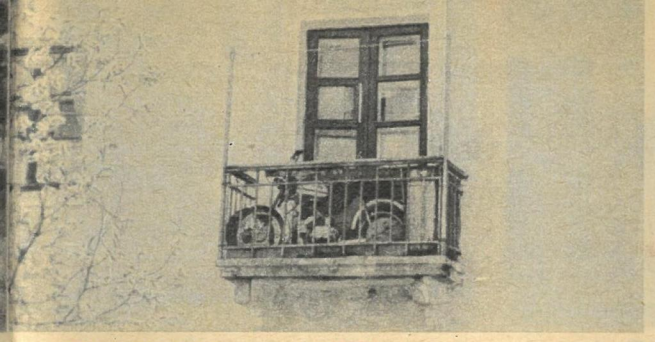
Zuerst einmal galt es, die gefährlichsten Zonen auf Sachalin zu erforschen, zu erkunden, wo Tsunamis vorrangig auftreten, wo die größte Bebengefahr besteht… Diese Gegenden sind für eine Bebauung nicht mehr vorgesehen. Da aber nahezu ganz Sachalin als seismisch aktiv gilt, müssen alle Häuser mit Erdbebenanker gebaut werden. Und so ist jedes Haus, das auf Sachalin gebaut wird, dreimal teurer als ein gleichwertiges Haus im europäischen Rußland. „Und da hat", bedauerte Wladimir Girnik, „das zuständige Bauministerium bisher eben lieber zehn Häuser, sagen wir in Tula, gebaut als drei auf Sachalin. Entsprechend dem vom XXVII. Parteitag der KPdSU beschlossenen Kurs der beschleunigten sozialökonomischen Entwicklung hat die Sowjetunion das größte Wohnungsbauprogramm ihrer Geschichte in Angriff genommen. Und: Da ist heutzutage auch Sachalin gleichberechtigt einbezogen dessenungeachtet, daß es für unsere Gegend keine Typenbauten gibt, uns qualifizierte Kader fehlen, uns der Zementtransport vom Festland immer wieder vor schwer lösbare Probleme stellt."

Insel
mit echten Sachalinern

„Aus Sachalin gebürtige Erwachsene, denen die Insel Heimat wäre, gibt es noch nicht; Alteingesessene leben hier sehr wenige, die meisten sind Neulinge… in vielen Siedlungen machen die Einwohner nicht den Eindruck einer dörflichen Gemeinschaft, sondern eines zufällig zusammengewürfelten Haufens."
Anton Tschechow

Ich gönne mir ein paar Minuten, beobachte aus meinem Hotelfenster das Treiben auf der Hauptstraße: Heute sind 90 Prozent der Inselbewohner natürlicher Bevölkerungszuwachs, auf Sachalin Geborene – man fühlt's. Von den 170 000 Einwohnern der Stadt sind 38000 Kinder – man hört's. Buchstäblich jede Familie hat einen Fernsehapparat – Man sieht's. Jeder Siebente hier hat ein eigenes Auto – man riecht's. Täglich muß man unangenehme Naturerscheinungen befürchten, man merkt's – nicht. Von der ersten Sekunde unseres Sachalin-Aufenthaltes an bestaune ich das – wie mir scheint – sorglose Gebaren der Sachaliner. Einer unserer ersten Schritte auf Sachalin hatte uns deshalb in das Institut für Meeresgeologie und Geophysik der Fernöstlichen Abteilung der Akademie der Wissenschaften der UdSSR geführt. Man arbeitet hier an der Erkundung von Bodenschätzen auf dem Meeresgrund, an der Erforschung der Geodynamik des Stillen Ozeans, an dem Problem des Gigantismus der Pflanzen und ganz und gar nicht zuletzt an der Erforschung und dem Warnsystem von Erdbeben und Tsunamis. Ich befragte den Direktor des Meeresforschungszentrums Professor Konstantin Sergejew, korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, auf Sachalin seit über dreißig Jahren, nach der Verläßlichkeit der Voraussagen. „1952", sagt er, „traf uns ein Seebeben der Stärke 10 völlig unerwartet. Eine

*) Der Jassak ist eine Naturalsteuer, die die nichtrussische Bevölkerung Sibiriens an den Zarenstaat zu entrichten hatte; es wurde meist in Form von Fellen, oft auch mit Vieh gezahlt.



Erlaubt ist nicht immer, was gefällt: das Motorrad auf einem Balkon in Ocha.

Von dem Bahnhof in Jushno-Sachalinsk, nur der Norden ist eisenbahnmäßig noch unerschlossen.

Fischen für den Eigenbedarf – für das Nationalgericht Jukola.

Tsunami-Welle von der Höhe eines fünfstöckigen Hauses warf sich ans Ufer, alles mitreißend und vernichtend. Die meisten Küstenorte wurden zerstört, viele Schiffe zerschellten an den Klippen. Noch im gleichen Jahr begannen wir, einen Warndienst aufzubauen. Acht Jahre später erreichte erneut eine riesige Tsunami-Welle die Kurilen. Sie suchte uns heim, nachdem sie große Verwüstungen an der amerikanischen Pazifikküste, auf Hawaii und den Philippinen angerichtet hatte. Doch diesmal konnten wir die Bevölkerung rechtzeitig warnen, die Menschen wurden evakuiert, die Schiffe suchten das offene Meer auf. Wir arbeiten auf dem Gebiet der Bebenforschung eng mit ausländischen Spezialisten zusammen, vor allem mit den Experten in Japan und in den USA. Auf Sachalin und den Kurilen gab es in den vergangenen zwei Jahrzehnten vierundvierzig Alarme, aber unsere Küsten wurden ‚nur' siebenundzwanzigmal von Tsunamis heimgesucht." Siebzehn Fehlalarme also… – „Ja, und nach mehreren Fehlalarmen zeigen die Menschen keine sonderliche Eile mehr, Wohnung und Arbeitsplatz zu verlassen. Fehlalarme sind also nicht nur unangenehm, sondern auch gefährlich."

In einem der elf Labors des Instituts, im Tsunami-Labor, beobachten wir, wie Wassili Kramuschin mit dem Computer „spielt", die schaurigsten Beben und Tsunamiwellen simuliert, „um auch so dem Naturphänomen Beben mehr und mehr auf die Spur zu kommen".

Ich überlasse das Bildschirmspiel mit Formeln und Gleichungen den Seismologen, mich interessiert, was bei Wassili Kramuschin in Kopf und Herz vor sich geht, wenn sich – aller Wahrscheinlichkeit nach – Erdbeben und Tsunamis ankündigen. „Ein Wissenschaftler, der sich der Erdbebenforschung verschrieben hat", sagt er, „nimmt eine hohe persönliche und soziale Verantwortung auf sich. Bis heute gibt es keine untrüglichen Anzeichen für ein bevorstehendes Beben, so daß es auch bis heute keine schlüssige Interpretation gibt. Da ist es schon eine mutige Entscheidung, ob Alarm auszulösen ist oder nicht. Die Voraussage einer möglicherweise zerstörerischen Naturkatastrophe hat schwerwiegende Auswirkungen auf das ganze wirtschaftliche und soziale Leben einer Gemeinschaft."

Ich finde, schon allein wegen der Tatsache, daß man hier in jedem Augenblick bereit sein muß, Hab und Gut im Stich zu lassen, ist jeder Zugereiste im Gebiet Sachalin mindestens ein sehr mutiger Mensch.

Insel
für drei Ainu

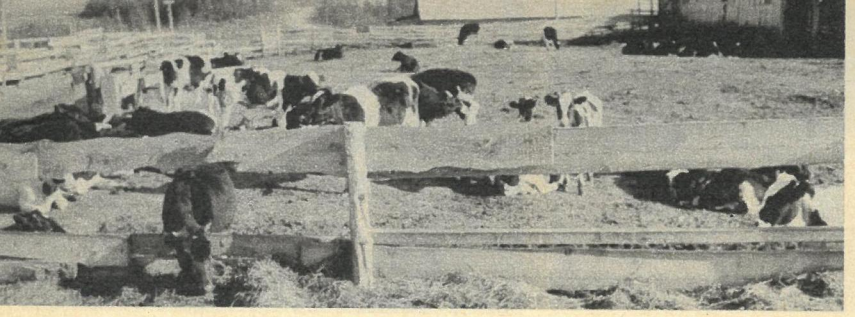
„Die hiesigen Eingeborenen, die Urbevölkerung Süd-Sachalins, geben auf die Frage, wer sie seien, weder Stamm noch Nation an, sondern antworten einfach: ein Ainu. Das heißt – ein Mensch… Leider haben die Russen zusammen mit der Freiheit nicht auch Reis gebracht… und darum begannen sie, von Hunger getrieben, trotz ihrer Abneigung gegen die Japaner, nach Matsmai abzuwandern."

Anton Tschechow

Nach üppigem Frühstück werden wir heute noch die hundertfünfzig Kilometerfahrt nach Cholmsk antreten, einer weithin bekannten Hafenstadt auf Sachalin.
Cholmsk hieß bis 1905 Mauka, was in der Ainu-Sprache „Ort der Winde" bedeutet, wurde dann zu Maoka „japanisiert" und heißt seit 1945 Cholmsk, etwa mit „Hügel" zu übersetzen. Als Anton Tschechow 1890 in Mauka weilte, bestand die Bevölkerung aus etwa siebenhundert Personen, viele davon Ainu.
Die Herkunft der Ainu ist bis auf den heutigen Tag umstritten. Einig sind sich die Forscher darin, daß die Ainu von Süden nach Norden gewandert sind, von der Wärme in die Kälte, und ständig bessere Bedingungen gegen schlechtere eingetauscht haben. Einig sind sich auch alle Forschungsreisenden und Gelehrten über die Freundlichkeit und Gutherzigkeit dieses Volkes. Der russische Marineoffizier Krusenstern schwärmt: „Solche wahrhaft seltenen Eigenschaften, die sie nicht einer gehobenen Bildung, sondern allein der Natur verdanken, erwecken in mir die Empfindung, daß ich dieses Volk für das beste von allen, die mir bisher bekannt sind, ansehen müßte."
Anatoli Chapatschow, einer der wissenschaftlichen Mitarbeiter des Jushno-Sachalinsker Heimatkundemuseums, bestätigt Tschechows Begründung für die Auswanderung der Ainu: „Die Ainu besaßen eine von den Vorvätern ererbte Vorliebe für Reis. Der Mangel an Reis stellte für die Ainu eine so ernste Entbehrung dar, daß nach 1947 auch die noch auf Sachalin verbliebenen Ainu ihre angestammte Heimat verließen. Heute leben auf Sachalin noch drei Ainu. Mit Nachwuchs ist nicht zu rechnen, denn die jüngste Ainu-Frau ist einundfünfzig Jahre alt."
Jahrzehntelang glaubte man, auch die außerhalb Sachalins lebenden Ainu seien ausgestorben oder hätten sich mit den Japanern vermischt. 1985 nun erschien in Japan ein Buch über die „Karafutoainu", die ausgewanderten Sachaliner Ainu, es sollen etwa zwölftausend sein.
Im Heimatkundemuseum von Jushno-Sachalinsk höre ich, mit wieviel Liebe man heute noch von ihnen spricht, von ihrer natürlichen Intelligenz, von ihrem Talent, aus Brennesseln Kleidung zu weben, von ihrer Hilfsbereitschaft, ihrer Ehrlichkeit untereinander und Fremden gegenüber, ihrem Familiensinn, dem trauten Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, der Gleichberechtigung der Ainu-Frauen… Und mit wieviel Wertschätzung wird in Jushno-Sachalinsk ihr Andenken bewahrt: in Fotos, Kleidung (auch aus Fischhaut), Haushaltsgeschirr, Ackergeräten, Dokumenten…

Cholmsk, das frühere Mauka oder Maoka, hat heute fünfzigtausend Einwohner und ist eine Stadt mit viel Hafenatmosphäre: Wladiwostok en miniature.

Im Cholmsker Stadtparteikomitee werden wir von Boris Melnikow erwartet, dem Ersten Sekretär. Da uns bis zur Ankunft der Fähre „Sachalin 1" nur eine Dreiviertelstunde bleibt, frage ich ganz unprotokollgerecht: Was erfreut Ihrer Meinung nach augenblicklich die meisten Cholmsker? – „Die Zusage, alle Interessenten nach zumutbarer Wartezeit mit einer Gartenfläche zu versorgen, die sie entweder nur bestellen oder mit einem Bungalow krönen können; wir liefern auch die Fertighäuser." – Und worüber ärgern sich viele Cholmsker? – „Der augenblicklich größte Ärger ist der Mangel an Schulräumen. Seit der Schulreform, Sie wissen das sicherlich, werden auch in der Sowjetunion die Kinder statt mit sieben mit sechs Jahren eingeschult. So ist die Zahl der Schüler angestiegen, nicht aber die Zahl der Räumlichkeiten. Es gibt zur Zeit Klassen mit vierzig Kindern, obwohl fünfundzwanzig die Norm sind. Und das – obgleich unsere Kinder noch immer in zwei Schichten zur Schule gehen. Gleich groß ist der Ärger über zu wenig Kindergartenplätze, augenblicklich fehlen zweitausendfünfhundert. Viele zugereiste Familien verlassen Cholmsk aus diesem Grunde. Bisher haben wir dem Industriebau die größte Aufmerksamkeit geschenkt, das ändert sich jetzt."
Was noch gibt es Neues in Cholmsk, die Perestroika in der UdSSR betreffend? – „Zum Beispiel sind wir auch in Cholmsk dabei, das Gesetz über die private Erwerbstätigkeit in die Tat umzusetzen. Im Zeitalter der Serienproduktion steigt die Nachfrage nach den 1000 kleinen Dingen, die das Leben erst angenehm machen." – Welche Bereiche kommen denn da in Frage? – „Nun, zum Beispiel das Heimwerken, Schneidern, Schustern, Stricken, Sticken, Tischlern, Töpfern, die Teppichweberei, die Herstellung von Spielzeug, Souvenirs; die Personenbeförderung mit Privatfahrzeugen, die Reparatur und technische Wartung von PKW und Transportmitteln; die Betreuung von betagten und körperbehinderten Menschen; der Bau, die Renovierung, Ausstattung und Ausgestaltung von Wohnungen, der Bau von Bungalows; die Eröffnung von Frisier- und Kosmetiksalons, von Fotoateliers; die individuelle Nebenwirtschaft auf dem Lande; der Verkauf von Agrar- und Heimgewerbeerzeugnissen auf den Kolchosmärkten; die Bewirtschaftung von Cafés, Bars, Imbißstuben im Familienbetrieb… Für die Ausübung solcher Erwerbstätigkeit ist eine behördliche Genehmigung notwendig, wir haben allein in Cholmsk bisher zweihundertfünfzig solcher Genehmigungen, gültig jeweils für fünf Jahre, vergeben. Kürzlich ist bei uns die erste private Gaststätte eröffnet worden."
Wie halten's denn die Cholmsker mit der Landwirtschaft? – „Die Stadt Cholmsk ist Kreiszentrum. Im Kreis gibt es sechs Sowchosen.



Für Anton Tschechow 1890 noch ganz und gar unvorstellbar: Rinderzucht auf (Süd-)Sachalin.

Im Vestibül des Jushno-Sachalinsker Schauspiel-Theaters, auf Tournee im Norden, zu Gast ist das Orenburger Dramentheater.

Wladimir Sangi, erster Schriftsteller der Niwchen,mit FW-Autorin Gisela Reller.

Zwei sind auf Rinderzucht spezialisiert, liefern der Bevölkerung Milch und Fleisch, zwei Sowchosen beschäftigen sich vorrangig mit der Pelztierzucht, vor allem mit Nerzen; die beiden anderen Sowchosen liefern Obst, Kartoffeln und Gemüse; Tomaten, Radieschen, grüne Gurken, Zwiebeln und Lauch züchten wir in Treibhäusern." – Welche Industriezweige sind heute in Cholmsk vertreten? – „Unser Hauptindustriezweig ist die Fischindustrie: Die Cholmsker züchten Fische – sechzig Millionen Ketalachse im Jahr – fangen, bearbeiten, konservieren (und essen) jede Menge Fisch; die Fischindustrie macht ein Viertel unserer gesamten Industrieproduktion aus. Ferner gibt es in Cholmsk Nahrungsmittelbetriebe – zum Beispiel Brotbäckereien, Milchverarbeitungsbetriebe, ein Fleisch- und Wurstwerk –, einen Eisenbahnbetrieb, Autoreparaturwerkstätten, zwei Zellulose- und Papierwerke." – Ich hörte heute früh in den Nachrichten, daß einer der Direktoren abgesetzt ist? – „Ja, wegen Veruntreuung. Mehr weiß ich bis jetzt auch nicht."
Leider hat die erste private Gaststätte in Cholmsk heute Schließtag – sozusagen Journalistenpech.

Insel

mit Im- und Export

„Der Hauptreichtum Sachalins und seine Zukunft, eine vielleicht beneidenswerte und glückliche Zukunft, sind nicht das Pelztier und nicht die Kohle, wie man manchmal annimmt, sondern der periodisch auftretende Fisch."

Anton Tschechow

Es ist 12 Uhr 20. Wenn sie pünktlich ist, müßte die „Sachalin 1" in zwanzig Minuten in den Hafen von Cholmsk einfahren. Mit uns zusammen erwartet sie Pjotr Sturow, der Erste Stellvertreter der Sachaliner Schiffahrtsgesellschaft, unseretwegen zum Hafen gekommen, um uns, „Zeit ist Geld", sagt er, den Weg in die Reederei zu ersparen.

Und wie gewinnbringend uns Pjotr Sturow dann auch in der kurzen Wartezeit zu informieren weiß: „Da Sie vor Ihrem Besuch auf unserer Insel im Wladiwostoker Wissenschaftlichen Institut für Fischwirtschaft und Ozeanographie waren", sagt er, „hat man Sie doch sicherlich mit dem neuen Entwicklungsprogramm für den Fernen Osten*) – dem ‚Langfristigen Staatlichen Programm der komplexen Entwicklung der Produktivkräfte der Fernöstlichen Wirtschaftsregion' – bekanntgemacht?"
Man hat.
„Nun, dann wissen Sie, daß man in diesem Zusammenhang von den drei fernöstlichen Riesen der Ökonomie spricht: von der Fischindustrie, dem Bergbau und der Forstwirtschaft. Bleiben wir beim Fisch. 42 Prozent des gesamt-sowjetischen Fischfangs erbringt das von Wladiwostok aus geleitete fernöstliche Fischfang- und Fischverarbeitungskombinat. Um zu ermessen, wie fischfleißig wir Sachaliner sind, diese Zahlen: Obwohl das Sachaliner Gebiet nur 1,4 Prozent des riesigen fernöstlichen Territoriums ausmacht, fangen und verarbeiten die im Sachaliner Gebiet in der Fischindustrie Beschäftigten allein zehn Prozent von den 42 Prozent des gesamten fernöstlichen Fischfangs. Der regelmäßige Eisenbahn-Fährverkehr zwischen Insel und Festland wird durch neun Linien-Fähren garantiert, und fast neunzig Prozent der für die Inselbewohner lebensnotwendigen Güter werden heute über den Tatarensund gebracht. Auch die angestammte Bevölkerung der Insel weiß diese Verbindung zum Großen Land in jeder Beziehungen zu schätzen."
Die von uns erwartete „Sachalin 1" ist ein modernes, technisch gut eingerichtetes Schiff, hundertsiebenundzwanzig Meter lang, zwanzig Meter breit, verstärkt ausgerüstet gegen Eisschollen und hat eine Tragkraft von zweitausend Tonnen. Die große Bedeutung der Fährverbindung erläutert Pjotr Sturow an drei Beispielen: Die Frachtlieferzeiten haben sich von fünf Monaten auf einen Monat verkürzt; es entfällt die Notwendigkeit kostspieliger maritimer Verpackung; das Sortiment der Waren hat sich bedeutend erweitert.
Die Sachaliner Eisenbahnfähren befördern nicht nur Güter und Waren, sondern auch Passagiere. Auf der „Sachalin 1" stehen pro Überfahrt 144 Kajütenplätze zur Verfügung. Eine Mitreisende ist Galina Netschajewa, von Beruf Köchin. Ich frage sie, warum sie das Flugzeug verschmäht. (Jeder Sachaliner nämlich schwingt sich, statistisch gesehen, einmal im Jahr in die Luft.) „Ich will nach Omsk", sagt sie, „und da kann ich in Cholmsk die Fahrkarte lösen, auf der sowohl Kajüte und Platz auf der Fähre angegeben sind als auch schon Zugnummer, Abteil und Sitzplatznummer meines Anschlußzuges. Ich reise so schon das fünfte Mal zu meiner Mutter. Das nenne ich Reisekomfort. Und außerdem", spöttelt sie (spöttelt sie?), „bin ich in den Kapitän verliebt."

Im August 1985 wurde der einmillionste Fahrgast mit der Fähre „Sachalin 1" befördert. Gegenwärtig beträgt der Strom der Passagiere auf allen Fähren zusammen jährlich fast einhunderttausend Fahrgäste. „Sie können sich vielleicht nicht vorstellen, von welch großer sozialpolitischer Bedeutung auch der Personen-Fährverkehr für die Bewohner der Insel Sachalin geworden ist", sagt Pjotr Sturow, „die Insel ist gewissermaßen untrennbarer Teil des Festlandes geworden."

Insgesamt verfügt die Cholmsker Schiffahrtsgesellschaft über die genannten neun Meeres-Eisenbahnfähren, über 86 Transportschiffe, über Eisbrecher und über 350 verschiedene Fischfangschiffe und Boote. Ziel bis 1990 ist, die Arbeitsproduktivität der Flotte um 6,8 Prozent zu erhöhen, die beim Transport um 2 Prozent und die bei den Lade- und Entladearbeiten um 4,1 Prozent."
Um sich vorzustellen, was alles auf die Insel gebracht werden muß, braucht's nicht viel Phantasie. „Aber", frage ich Pjotr Sturow, „Sie fahren doch nicht frachtleer von Cholmsk nach Wanino zurück?" – „Mit der Rückwegfracht gab es in den ersten Jahren große Schwierigkeiten. Da war und sind natürlich nach wie vor der Fisch und andere Meeresprodukte. Traditionell gehören dazu auch tonnenweise Papier und Pappe. Na und dann heute mehr und mehr der anfallende Metallschrott, denn „unsere Insel darf doch nicht zur Müllhalde werden". Nicht zuletzt entwickelt sich Cholmsk immer mehr zu einem wichtigen Knotenpunkt im Außenhandel mit dem japanischen Nachbarn. Von Jahr zu Jahr reisen mehr Importe von Japan über Cholmsk auf den Kontinent. Gegenwärtig werden Großcontainer aus Japan befördert, die über den Tatarensund nach Europa gelangen; 1987 wurden für Japan 2 Millionen Ex- port- und Importfrachten verladen. Es ist 12 Uhr 39, als das Signalhorn der Eisenbahnfähre „Sachalin 1" vor der Einfahrt von Cholmsk ertönt. Zehn Stunden und dreißig Minuten war sie die 268 Kilometer unterwegs vom Festlandhafen Wanino bis zum Inselhafen am Tatarensund. Mit uns freut sich über ihre schon sprichwörtliche Pünktlichkeit Pjotr Sturow.

Über eine herabgelassene Treppe gehen wir an Bord. Als sich eine (dreißig Tonnen schwere) Klappe öffnet, sehe ich im Inneren des Schiffsladeraums auf Schienen hinter- und nebeneinander sechsundzwanzig Eisenbahnwaggons stehen. Seit Februar 1987 verkehrt hier auch schon die in Kaliningrad gebaute „Sachalin 9", in deren Laderaum sechsunddreißig Eisenbahnwaggons Platz haben.

Nun aber bittet uns über eine herabgelassene Treppe Pjotr Kirjuschin, Schiffsherr der „Sachalin 1", in seine Kapitänskajüte. Galina Netschajewa ist schuld, daß ich erst einmal des Schiffschefs Äußeres beäuge: Er ist wohl 1,80 Meter groß, trägt einen Lippen- und Kinnbart, ist so Anfang Vierzig und das, was meine alleinstehenden Freundinnen einen „männlichen Typ" nennen.
Was hält den aus Astrachan stammenden Pjotr Kirjuschin in Cholmsk? „Meine Arbeit, meine hier geborenen Kinder, meine Datsche, das Klima. Ich mag diese heißen Sommer in Astrachan nicht, und im Winter gibt es hier so herrlich viel Schnee.

In einem Artikel hatte ich gelesen, daß die Liegezeiten für die Cholmsker Fähren jeweils etwa vier Stunden betragen. Wie verdutzt bin ich, als uns nach knapp zwei Stunden bedeutet wird, daß wir das Schiff verlassen müßten, da die „Sachalin 1" wieder auf Fahrt gehen müsse. „Die vierstündige Standdauer", sagt Pjotr Sturow, „war auf mangelhafte Arbeitsorganisation zurückzuführen. Seit etwa einem Jahr dauern Ent- und Beladen nur noch zwei Stunden."

Na denn Gute Fahrt, Pjotr Kirjuschin, auch bei Windstärken und Wellenhöhen, mit denen Sie uns nicht imponieren wollten.

*) Zum sowjetischen Fernen Osten gehört die Region Primorje (mit deren Hauptstadt Wladiwostok), die Region Chabarowsk, die Gebiete Magadan (einschließlich des Autonomen Bezirks der Tschuktschen), Kamtschatka, Sachalin und Amur; in die Fernöstliche Wirtschaftsregion ist noch die Jakutische ASSR einbezogen und in das fernöstliche Entwicklungsprogramm auch die Burjatische ASSR und das Gebiet Tschita.

Preisrätsel

WEITER AUF SEITE 42

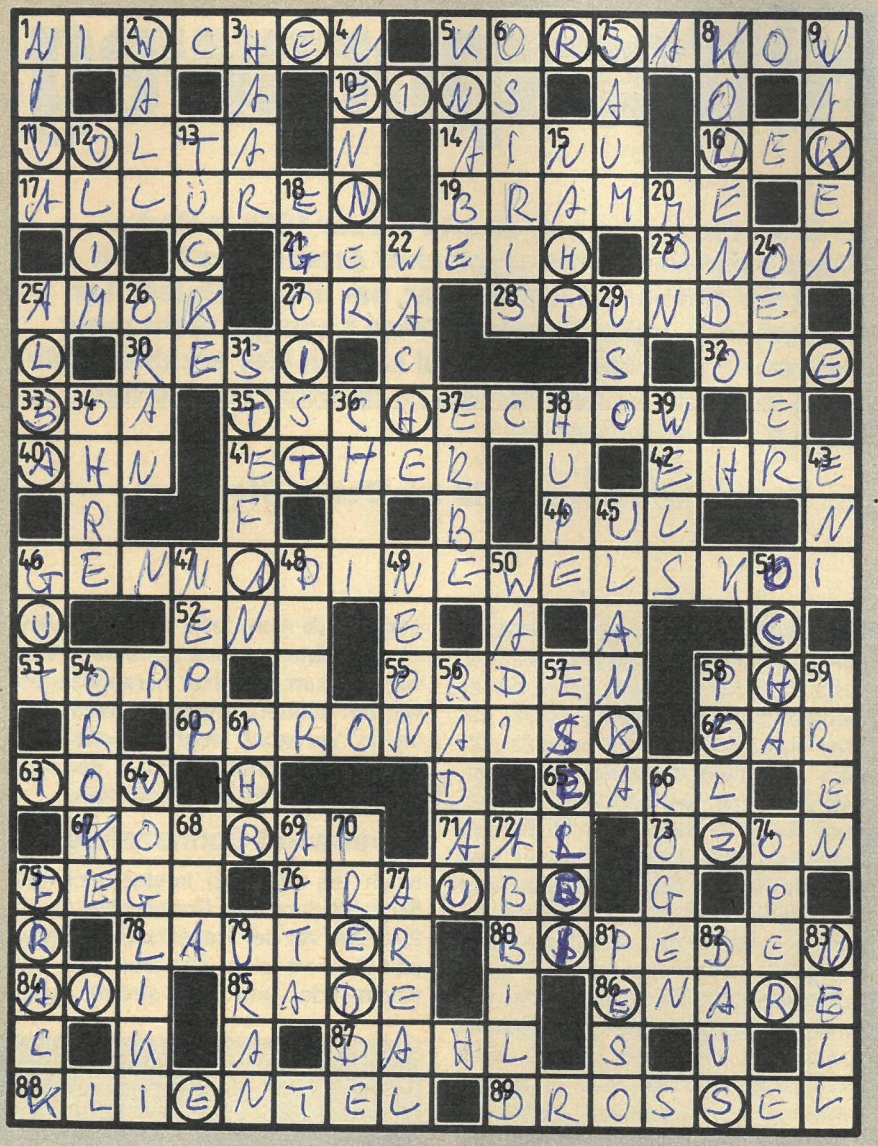
Falls Sie Spaß daran haben, Kreuzworträtsel zu lösen, dann lesen Sie bitte den Beitrag über Sachalin, die Insel im Pila Kerkk (Seiten 4 bis 15, Seiten 42 bis 53 und Rücktitel) besonders aufmerksam. Sie können gewinnen:

1. Preis: 1000 Mark
2. Preis: 750 Mark
3. Preis: 500 Mark
4. Preis: 250 Mark
5. Preis: 100 Mark
6.—55. Preis je 25 Mark

Außerdem haben wir die abgebildeten Souvenirs von der fernöstlichen Insel Sachalin für Sie mitgebracht.

Die Buchstaben in den Kreisfeldern unseres Preisrätsels ergeben – zeilenweise gelesen – die Lösung des Preisrätsels (aus 12 Wörtern bestehend, ü = ue). Wenn Sie glauben, die Lösung gefunden zu haben, schreiben Sie diese bitte auf eine Postkarte (Briefe werden nicht gewertet). Einsendeschluß: 25. 5. 1988 (Datum des Poststempels). Anschrift: Redaktion FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056. Auflösung und Gewinner-Auslosung – unter Ausschluß des Rechtsweges – werden in Heft 15/88 veröffentlicht.

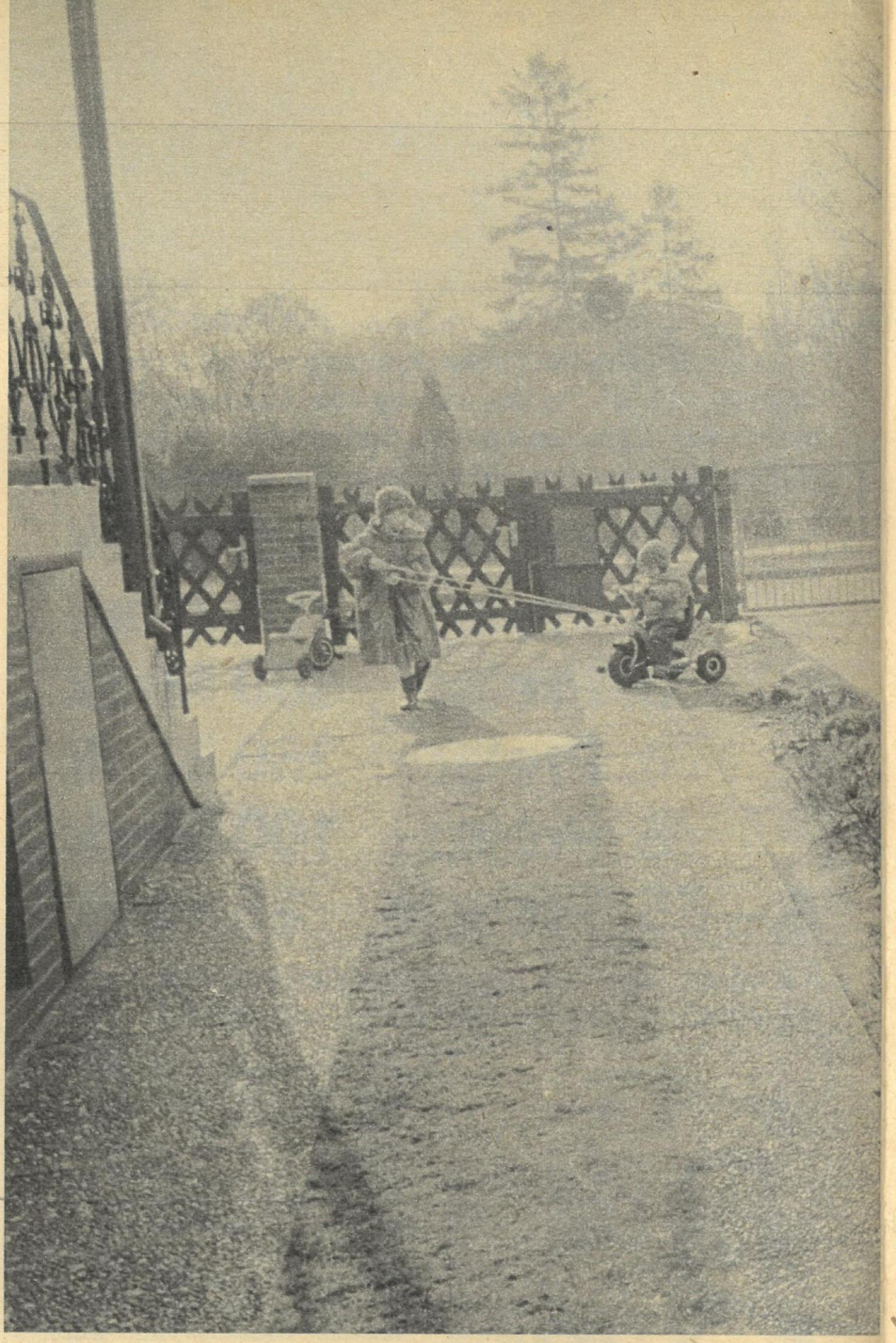
Schreiben Sie uns bitte, wie Ihnen unser Beitrag „Insel im Pila Kerkk" gefällt, jede unabhängig vom Preisausschreiben geäußerte Meinung wird beantwortet, jede auf einer Preisrätsel-Karte geäußerte Meinung aufmerksam zur Kenntnis genommen.



Waagerecht: 1. angestammtes Volk auf Sachalin, 5. Stadt auf Sachalin, 10. beste Schulnote, 11. Fluß im Westen Afrikas, 14. angestammtes Volk, lebte auf Sachalin, 16. Währungseinheit in Albanien, 17. hochmütiges, gespreiztes Benehmen, 19. quaderförmiges Stahlhalbzeug, 21. Knochengebilde am Kopf der Hirsche, 23. mongolisch-sowjetischer Fluß (Quellfluß der Schilka), 25. Roman von Harry Thürk, 27. Wind des Gardasees, 28. Einheit der Zeit, 30. weiblicher Vorname (Verkleinerungsf.), 32. Rufname einer Titelfigur bei Strittmatter, 33. Riesenschlange, 35. russischer Schriftsteller (gest. 1904), Autor des Buches „Die Insel Sachalin", 40. männlicher Vorfahr, 41. Gruppe organischer chemischer Verbindungen (Fachspr.), 42. Selbstachtung, Wertgefühl, 44. Münzeinheit in Afghanistan, 46. russischer Seeoffizier und Erforscher des Fernen Ostens (gest. 1876), (Vor- und Familienname), 52. Stadt in Japan bei Nakatsugawa, 53. oberstes Ende eines Mastes (seem.), 55. hohe staatliche Auszeichnung, 58. griechischer Buchstabe, 60. Stadt auf Sachalin, 62. engl.: Ohr, 63. elektrisch geladenes Masseteilchen, 65. englischer Grafentitel, 67. Titelgestalt einer Oper von Forest, 71. schlangenförmiger Fisch, 73. dreiatomiger Sauerstoff, 75. Werkzeug zum Getreide reinigen, 76. Blütenstand, 78. Stadt im Westerzgebirge (Kr. Aue), 80. Zweifüßer (Zool.), 84. armenische Ruinenstätte (Türkei), 85. Getreideunkraut, 86. schwedischer Name des finnischen Sees Inari, 87. Bildhauer, namhafter Tierplastiker (gest. 1921), 88. zu einer Rechtsanwaltspraxis gehörender Kreis von Beratenen oder Vertretenen, 89. Singvogel.

Senkrecht: 1. sowjetischer PKW-Typ (geländegängig), 2. Erdaufschüttung, Damm, 3. fadenförmiges Horngebilde, 4. Begriff aus der Bruchrechnung, 5. Junge, 6. Gott des Totenreiches (ägypt. Mythol.), 7. Stoffeinfassung, 8. Stadt auf Sachalin, Erdölarbeitersiedlung bei Ocha, 9. Öffnung in der Eisdecke (norddt. – Mz.), 12. latein.: ehemals, 13. Bosheit, 15. Stoffverbindungslinie, 18. nur auf sich bedachter Mensch, 20. Volk in Burma und Westthailand, 22. Postenstand, -dienst, 24. Schmiervorrichtung an Maschinen (ö = oe), 25. Gestalt aus „Egmont", 26. Hafenstadt in Algerien, 29. Handelsbrauch, 31. männlicher Vorname, 34. Nebenfluß der Elbe (Bez. Magdeburg), 36. im Judo der Wertigkeit des Yuko entsprechende Strafe, 37. Nachlaß, 38. Signalinstrument an Kraftfahrzeugen, 39. karpfenartiger Bodenfisch, 43. japanischer Maler (13. Jh.), 45. Waffenrock der Ulanen, 46. Habe, Besitz, 47. Übervorteilung, Betrug, 48. im 19. Jahrhundert in Ägypten entwickelte Gesangsform des Rondotyps, 49. Edelgas, 50. wasserloses Flußtal in Nordafrika und im Vorderen Orient, 51. Stadt auf Sachalin, 54. Angehöriger eines Volkes auf Sachalin, 56. Krach, Lärm, 57. kleine Dummheit, Fehler, 58. Fell mancher Tiere, 59. Volk in Nordwesteuropa, 61. Sinnesorgan, 64. Stadt auf Sachalin, 66. Fischeier, 68. Fluß in Mittelnorwegen, 69. Gattung der Blattschneideameisen, 70. kleines Schleppnetz (Fachspr.), 72. Spiegelung, 74. musikalisches Bühnenwerk, 75. schwarzer Herrenschoßrock, 77. Flächeninhalt, 79. radioaktives Metall, 81. Währungseinheit in mehreren lateinamerikanischen Ländern, 82. Spielkarte im deutschen Blatt, 83. Schriftsteller (gest. 1957), Autor des Romans „Der Junge aus dem Hinterhaus".

Familie Franke Berlin-Rudow Ritterspornweg



99 578 Arbeitslose gab es im Februar 1988 in Berlin-West. Aber wer ist der „typische" Arbeitslose? Doch nicht der Penner oder der Fixer, der am Kottbuser Tor herumhängt und sich gegen seine Lage gar nicht mehr wehren will. Wessen Schicksal soll ich hier erzählen? Wo finde ich den, dessen Familie noch intakt ist und der noch nicht resigniert hat?

Ein Beitrag in Wort und Bild von Detlev Steinberg

Im „Berliner Arbeitslosenzentrum" (BALZ) in Moabit denke ich Aufklärung zu finden. Thomas, der in dieser Beratungsstelle arbeitet, gibt mir über vieles bereitwillig Auskunft: „Oft hört oder liest man das Argument, daß jeder, der wirklich arbeiten will, auch Arbeit findet. Oft heißt es, daß mancher einfach arbeitsscheu sei, sich auf Kosten der Arbeitenden und der Gesellschaft durchschlaucht, indem er bescheiden, aber auch nicht schlecht von der Arbeitslosen- oder Sozialhilfe lebt. Das stimmt aber nur in Ausnahmefällen. Wer der typische Arbeitslose ist, kann ich dir auch nicht sagen, weil die Leute zu uns zur Beratung erst kommen, wenn sie ganz schlechte Erfahrungen gemacht haben. Der Durchschnitt geht zum Arbeitsamt, holt sich sein Geld und hält nach Möglichkeit seine Lage sogar vor den Nachbarn geheim. Das einfachste wird für dich sein, du gehst morgens aufs Arbeitsamt, vielleicht in der Müllerstraße oder noch besser auf das für die Bauberufe in der Sonnenallee. Setz dich da ein paar Stunden hin, da kannst du was hören und sehen!" Thomas erklärt mir noch, welche finanziellen Ansprüche der Arbeitslose an wen stellen kann: „Das Arbeitslosengeld ist eine Versicherungsleistung. Für einen Familienvorstand beträgt es 68 % vom Nettoeinkommen, das auf der Grundlage eines ‚durchschnittlichen' Stundenlohns und ohne die hier übliche Berlinzulage berechnet wird. Alleinstehende erhalten 63 %. In jedem Falle ist die wirklich gezahlte Summe aber sehr viel niedriger, als sich das der Betroffene ausgerechnet hat. Nach einem Jahr muß dann ein Antrag auf Arbeitslosenhilfe gestellt werden (58 bzw. 56 % des Nettoeinkommens), die aus dem Staatssäckel kommt. Da muß die Bedürftigkeit nachgewiesen werden, und es wird geprüft, ob nicht Frau oder Freundin, ob nicht Eltern oder andere nahe Verwandte zum Unterhalt herangezogen werden können. Wenn ein Sachbearbeiter ‚Verdacht' hegt auf ‚eheähnliche Gemeinschaft', kann er den Außendienst zur Prüfung schicken."

Arbeitsamt Sonnenallee

Noch (es ist März) kostet mich die Busfahrt durch die Sonnenallee „nur" 2,40 DM. An der Haltestelle „Arbeitsamt II" leert sich der Bus wie auf Kommando, und man strömt (nein,

ich übertreibe nicht) zum Arbeitsamt, einem Büroneubau, nicht unfreundlich mit seiner Klinkerfassade, aber steril. Am Eingang schon eine Menschentraube. Ganz normale Leute, so wie man ihnen täglich während des Berufsverkehrs begegnet, halbwegs gut angezogen, als Ausländer sind nur die südländischen Typen auszumachen. Und dieser Menschenstrom ergießt sich Punkt acht Uhr dreißig ins Gebäude, verteilt sich auf die Etagen, wo die Maurer, Zimmerleute, Fliesenleger, Kraftfahrer auf Vermittlung hoffen dürfen, wo vielleicht Umschulungen angeboten werden. Neulinge befragen den Pförtner, wo sie hin sollen, müssen. Doch der größte Teil stürzt in die oberste Etage, in den großen Wartesaal, wo man von den Beamten hinter den Türen A, B, C, D, E Antworten erwartet auf Nachfragen, Beschwerden, Anträge. Wo man auf vielleicht 150 Stühlen sitzend geduldig wartet, wo man einen Platz an einem der wenigen Tische und den Rat eines Kundigen sucht, wie dieser oder jener Antrag auszufüllen sei. Wo man hoffnungsvoll, oft mit kleinen Kindern an der Hand, hineingeht in die Türen A, B, C, D, E, nachdem man aufgerufen wurde, und wo man kopfschüttelnd, mit wegwerfender Handbewegung oder murrend herauskommt aus den Türen A, B, C, D, E, selten mit einem Zettel in der

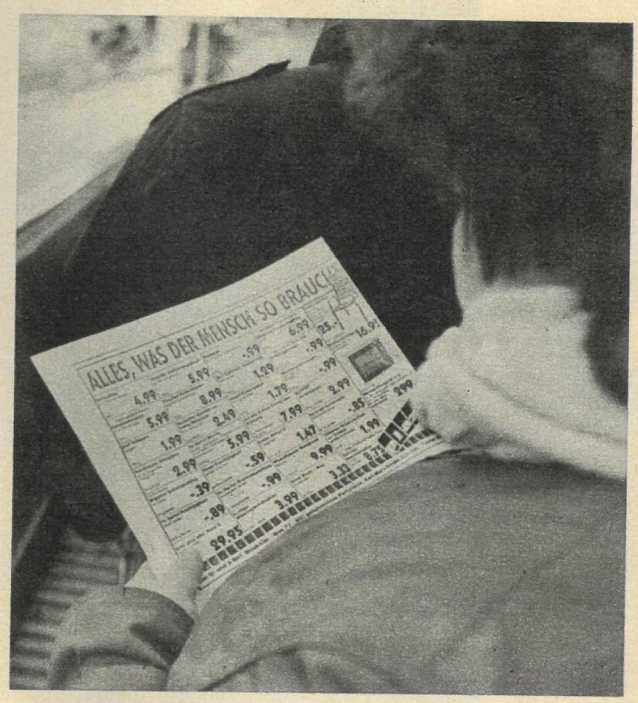
Volker Franke mit seinen Kindern auf dem Grundstück Rittersporn-weg 6a in Berlin-Rudow (oberes Foto). Seltenes Bild: die Großfamilie Franke gemeinsam am Frühstücks-tisch (links unten). Der große Warte-raum im Arbeitsamt II (Foto unten).

Familie Franke Berlin-Rudow Ritterspornweg

Hand, einem Stückchen neuer Zuversicht. Große Aktenwagen werden an den Wartenden vorbeigeschoben, auf denen in farbigen Pappdeckeln ihr eigenes Schicksal liegt.

Volker Franke

Ein junger Mann war mir unten schon aufgefallen, vor dem Gebäude. Sehr schlank, mittelgroß, dunkelblond und nicht aus der Ruhe zu bringen von seinen lebhaften vier Kindern, die draußen um ihn herumgetobt sind.
Mit meinen Kameras deutlich als Journalist zu erkennen, frage ich ihn, ob er mit mir reden würde und ob ich mein Tonband benutzen dürfte, und ob er mir vielleicht sogar seinen Vornamen sagen würde.
„Wieso nur den Vornamen? Ich bin Volker Franke, bin 27, das ist Stefanie, sie ist sechs, Fee ist vier, Simon drei und Aaron zwei." Volker ist sichtlich froh, die lange Wartezeit mit einem Gespräch verkürzen zu können.
„Weshalb sind Sie hier?" In leichtem rheinischem Dialekt antwortet Volker: „Wir kommen aus Stuttgart. Ich bin Koch von Beruf und war dort schon neun Monate arbeitslos. Da haben sie mir beim Arbeitsamt gesagt: ‚Wie wär's mal mit Berlin?' So hab ich hierher geschrieben, man hat mir Vorschläge geschickt vom Arbeitsamt I, das ist in Steglitz. Im November stellte ich mich bei Schultheiß in der Hasenheide in Kreuzberg vor. Alles war gut und schön, und der Vertrag wurde perfekt gemacht zum 1. 12. 87. Das Gehalt, die Bedingungen waren akzeptabel. Den Umzug hat das Arbeitsamt bezahlt, sie werben doch so für die Mobilität der Arbeitskräfte. Bis zum fünften Februar ging auch alles gut; aber als entlassen werden mußte – da geht immer der zuerst, der als letzter gekommen ist. Wie schon in Stuttgart habe ich den Antrag abgegeben auf Arbeitslosenhilfe und will heute hören, was draus geworden ist. Sie müssen jetzt die Unterlagen anfordern, das kann acht bis zwölf Wochen dauern." Resignierend: „Nun leben wir erst mal von der Sozialhilfe. Die bekommen wir für den Übergang als Kredit, das Sozialamt verrechnet dann mit dem Arbeitsamt und mit der Kindergeldkasse (im April soll von dort eine Nachzahlung erfolgen). Wenn keiner zahlen würde, ginge der Anspruch an die Eltern, wenn die auch nicht zahlen könnten, dann müßten wir's abstottern irgendwann."
Volker klagt nicht, er spricht nur über den Zustand:
„Warum ich mit den Kindern hier bin? Meine Frau macht einen Schwesternhelferinnenkurs bei der Johanniter-Unfallhilfe, die Kinder sind manchmal recht krank, und vielleicht ergibt sich aus dem Kurs eine neue Chance, daß sie eine Arbeit findet. Deshalb nimmt sie das sehr ernst, darf und will auch keinen Tag fehlen."
Mit deutlicher Besorgnis in der Stimme: „Am schlimmsten ist die Situation mit der Wohnung. Uns hat jemand noch aus Stuttgart hier in Rudow ein halbes Reihenhaus vermittelt. Der Besitzer will verkaufen, und wir haben deshalb nur einen mit Vierwochenfrist kündbaren Nutzungsvertrag. Außerdem ist dem Sozialamt die Wohnung zu teuer, wir müssen für ca. 100 m² Fläche 1000 DM ‚Kaltmiete' (d. h. ohne alle Nebenkosten) bezahlen. Bis gestern war's wirklich kalt, wir haben über eine Woche ohne Heizöl gesessen, bevor uns das Sozialamt 400 DM dafür bewilligt hat. So ein Haus wäre mit den Kindern schon nicht schlecht."
Inzwischen ist über eine Stunde vergangen, und „Volker Franke!" wird aufgerufen und zieht mit seinen vier Sprößlingen zur Tür „D" und kommt nach kurzer Zeit mit den vieren wieder raus: „Nichts, nichts Neues. Das Sozialamt soll weiterzahlen, die haben schon alles verrechnet."
Vor dem Arbeitsamt steht sein graugrüner betagter Citroën, den Volker kürzlich billig gekauft hat: „Bus und U-Bahn wären teurer." Nur vom Arbeitsamt bis nach Rudow fahren wir fast eine Viertelstunde. „Aber wenn ich Geld holen muß vom Sozialamt, dann muß ich erst in die Sozialbaracke in Rudow und dann ins Rathaus nach Neukölln, eine halbe Weltreise." In Rudow angekommen, setzen wir unser Gespräch fort:
„Ich möchte mal 'ne Zeitung von euch kaufen, um zu gucken, ob es bei euch Arbeit gibt, jetzt ist ja hier in Berlin die Arbeitslosenquote schon auf 11,5 %." Und er erzählt über sich und seine Familie: „Hauptschulabschluß habe ich gemacht, neun Klassen, dann drei Jahre Lehre als Koch, ein halbes Jahr weitergearbeitet im gleichen Betrieb, und schließlich mußte ich zur Bundeswehr. Sofort habe ich mich auf vier Jahre verpflichtet, weil ich mich weiterbilden wollte, dachte, so koste es nichts. Aber die vier Jahre haben mir nichts gebracht, weil die Lehrgänge alle voll besetzt waren. Verlängern hätte ich auch nicht können, weil selbst die Unteroffizierskurse ausgebucht waren, so bin ich nur als Hauptgefreiter abgegangen. Meine Frau Roswitha habe ich damals kennengelernt, es wurde auch bald geheiratet. Sie konnte ihre Friseusenlehre nicht beenden, weil sich eine Allergie herausstellte. Es war auch nicht nötig, daß sie arbeitet, ich habe als Zeitsoldat gut verdient. Dann kamen ja auch schon die Kinder. Nach vier Jahren „beim Bund", so sagten die Leute sogar im alten Betrieb, da kann man doch nicht mehr richtig kochen. Und damit begannen die Schwierigkeiten. Ich hatte einige Stellen, mußte häufig wechseln, dann bin ich arbeitslos geworden. Schließlich bot man mir eine Stelle in Stuttgart an, so sind wir hinter der Arbeit hergezogen, von Nord- nach Süddeutschland. Dort waren wir zweieinhalb Jahre, ich habe zuerst in der Justizkantine gearbeitet, dann im Max-Planck-Institut und zuletzt bei einer Schrottfirma als Kraftfahrer. Von 14 DM Stundenlohn konnte ich mich hocharbeiten auf 17,90 DM, gut habe ich da verdient. Doch der Besitzer war schon alt, so hat er verkauft und zugemacht. Das ‚Antragsspiel' ging von neuem los. Es ist einem schon peinlich, immerzu diese Anträge zu stellen. Ich komme mir wie ein Bettler vor. So war ich froh, nach Westberlin zu kommen. Man sagt doch: Berlin, die Stadt der tausend Möglichkeiten."
Volker und die Kinder führen mich durchs Haus. Es ist fast vollständig ausgestattet mit Einbaumöbeln, alles ist renovierungsbedürftig, und die eigenen Möbel und viele Sachen in Kisten und Kasten stehen auf der Terrasse und im Keller. „Wir sind nur hier, damit das Haus nicht leersteht. Wir hatten überlegt, nach Norddeutschland zurückzugehen, die Mieten sind dort billiger. Aber für uns, die wir eine Sozialwohnung brauchen, gilt: ohne Arbeit keine Wohnung. Dortmund, wo meine Eltern wohnen, fällt auch aus, dort sind derzeit 16,8 % arbeitslos. Im Kopf dreht sich alles nur um Wohnung und Arbeit.



Auf der Suche nach den Sonderangeboten: Familie Franke im Kaufhaus „plaza" (Fotos links). „Wir haben nichts und haben außerdem geschlossen!": Möbellager des Sozialamts (Foto rechts). Immer auf gepackten Sachen: Fee sucht eine Puppe (Foto ganz rechts).

Aber ich will doch arbeiten! Auf dem Sozialamt sagen sie uns, wenn's mit der Wohnung nicht klappt, kommen wir ins Obdachlosenasyl. Das ist einfach nicht menschlich! Wir waren schon bei der ‚Caritas', haben uns an die Familienfürsorge gewandt. Alle können nur Schriftstücke verfassen, Dringlichkeiten bestätigen, wirklich helfen will oder kann niemand. Selbst beim Senat haben wir angerufen, sind schon dagewesen. Ebenfalls: nichts."
„Was ist denn mit den vielgepriesenen Umschulungen?"
„Im Norden hab' ich's mal als Nachtwache in einem Altersheim probiert. Aber Umschulung wird erst vorgeschlagen, wenn in deinem Beruf absolut keine Stelle mehr angeboten wird, doch Köche werden immer noch gesucht. Warum es nun mit den angebotenen Stellen nie klappt, das verstehe ich nicht."
Probehalber gehen wir die Annoncen der Westberliner „BZ" dieses Tages durch. Volker hat sechs „Arbeitgeber" angerufen, aber keiner hat ihm Arbeit gegeben.
„Als ob das nur zur Juxerei drinsteht. Wird ein Koch gesucht, dann suchen sie einen Jungkoch, dem sie 1200 DM bezahlen, oder eine Saisonkraft. Sogar als Hilfsarbeiter wollen sie mich nicht."

Roswitha Franke

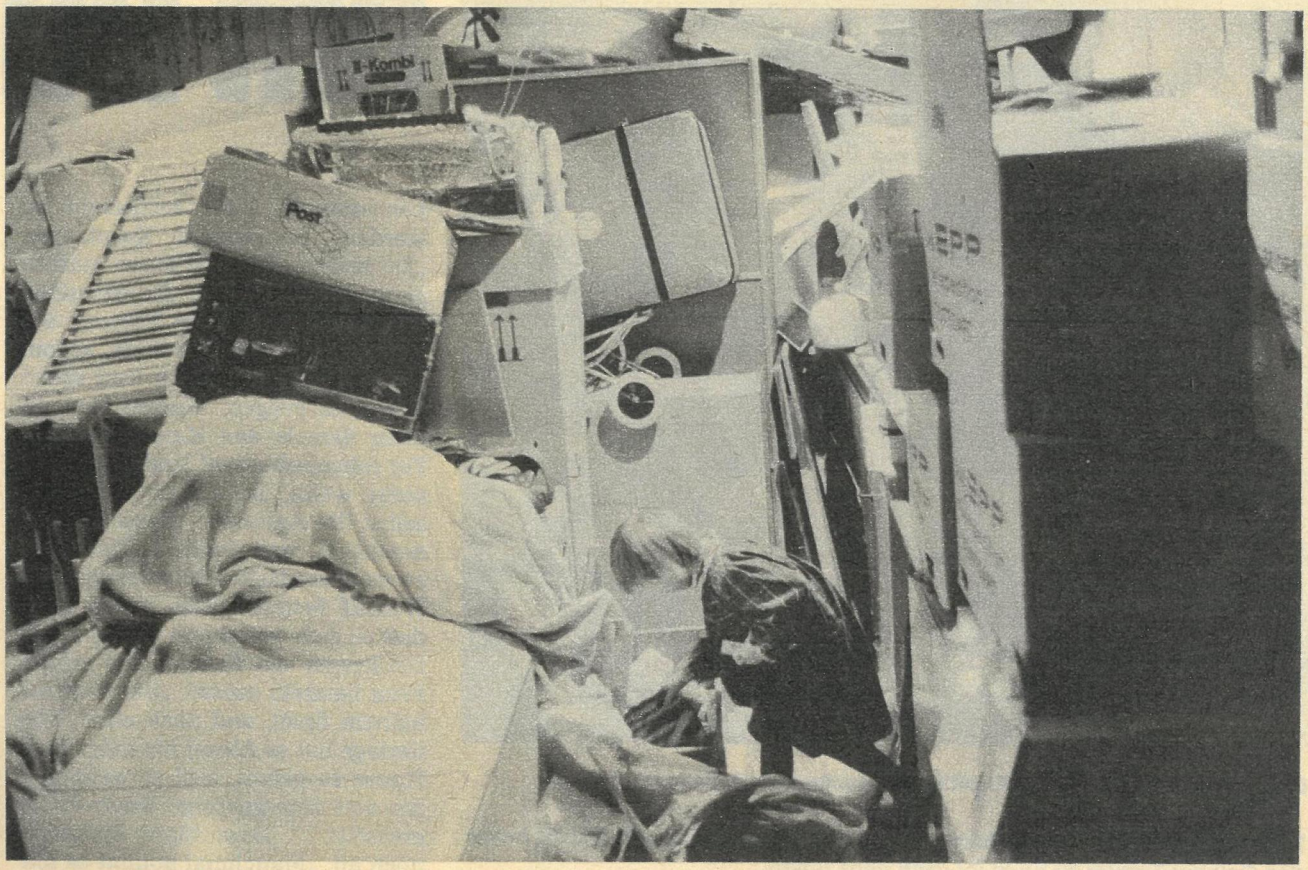
Roswitha, 25 Jahre alt und die zentrale Person der großen Familie, lerne ich erst kennen, als sie in ihrem Schwesternhelferinnenlehrgang einen freien Freitag hat. Im Umgang mit den Kindern ist sie resoluter als Volker, beide teilen sich aber – so mein Eindruck – wirklich gleichberechtigt alle Familien- und Haushaltsangelegenheiten. Weil in der ständigen Umzugssituation Aaron noch immer im Reisebett schlafen muß, hat Volker beim Sozialamt ein Kinderbett für ihn beantragt. Man muß also zum Sozialamt, zum Rathaus wegen des „Kostenübernahmescheins" und dann zum Möbellager.
Die Fahrt bietet genügend Zeit zum Gespräch mit Roswitha, wie diese schwierige Lage nicht nur materiell, sondern vor allem auch psychisch zu meistern ist.
„Es wird uns alles zum Besten gehen. Unser Leben liegt in der Hand des Herrn. Der Glaube gibt uns besonders jetzt viel Kraft und Zuversicht. Den Kurs bei den Johannitern mache ich vor allem, damit ich das Wissen und die Fertigkeiten zu Hause anwenden kann oder in der Nachbarschaft, so daß ich auch anderen in Notfällen helfen kann."
Das Stichwort Nachbarschaft ist gegeben. Die Frage also nach den Kontakten. Roswitha: „Wir haben überhaupt keine Kontakte in der Nachbarschaft. Einmal sind wir ja erst kurz hier in Berlin, und die Berliner haben immer Vorbehalte gegen Zugereiste."
Inzwischen haben die Frankes den Kostenübernahmeschein, es geht weiter zum Möbellager. „Daß uns das Sozialamt das Obdachlosenheim ‚angeboten' hat, ist eine Frechheit! Was die sich erlauben! Wer wird Volker einstellen, mit dieser Adresse? Wie wird Stefanie in der Schule dastehen? Man ist doch sofort als asozial abgestempelt und hat überhaupt keine Chance mehr."
Um das Maß des Mißerfolges voll zu machen, fanden die sechs Frankes unter den Altmöbeln im Möbellager natürlich kein Kinderbett.

Der Wohnberechtigungsschein

Volker zeigt mir einen Brief, den langersehnten „Wohnberechtigungsschein", sein Anrecht auf eine Sozialwohnung. Dazu ein Anschreiben: „Sehr geehrte Dame, sehr geehrter Herr! Mit diesem Brief erhalten Sie den Wohnberechtigungsschein. Einen dringenden Wohnbedarf konnten wir für Sie nicht anerkennen, weil in Ihrem Falle keine der Voraussetzungen vorliegen, die vom Senator für Bau- und Wohnungswesen in der hierzu erlassenen Verordnung genannt werden... Der Bescheid ist unter Einsatz einer automatischen Datenverarbeitungsanlage gefertigt worden, wir bitten um Verständnis wegen des damit verbundenen unpersönlichen Aussehens..." Elektronisch verarbeitete Angelegenheiten tragen keine Unterschriften.
Volker schaut nach der Uhr und wird unruhig. Er muß wegen Geld zum Sozialamt. Man hat ihm dort angedroht, wenn er wieder mit den Kindern erscheine, würden seine Anträge nicht mehr bearbeitet. Roswitha ist auf dem Lehrgang. So betreue ich die Kinder. Wir bauen ein Zelt auf im Kinderzimmer, es wird vorgelesen, das Zelt stürzt ein, Pferd und Reiter sind Mode. Nach zwei Stunden kommt Volker mit einer Anweisung über 400 DM wieder, die sollen die nächsten zwei Wochen reichen. Der Einkauf ist zunächst gesichert. Glücklicherweise ist noch nicht Spitzenzeit. Roswitha, die wir inzwischen abgeholt haben, hat Muße, mit der Sonderangebotsannonce in der Hand zu prüfen, ob die angepriesenen Niedrigpreise mit den aufgedruckten übereinstimmen. Das Angebot ist überreich, die Augen der Kinder werden immer größer – aber sie haben sich längst daran gewöhnt, daß das nicht alles für sie ist.

Gedanken bei der Fahrt von Rudow nach Friedrichstraße

Die Tage mit den Frankes. Unterhaltungen über Gott und die Welt (oder die zwei verschiedenen Welten), es will mir nicht in den Kopf, daß ein qualifizierter Mensch, der arbeiten will, mit 27 Jahren schon auf der Deponie des Arbeitsmarktes gelandet sein könnte. Zweimal ist er hinter der Arbeit hergereist, von Nord- nach Süddeutschland, von dort nach Westberlin: Er hat seine geographische Lage gewechselt, die gesellschaftlichen Verhältnisse, die Ursachen für seine Arbeitslosigkeit, konnte er nicht ändern.
Natürlich wird Volker Franke mit seiner Familie gleich seinen arbeitslosen Kollegen nicht verhungern, die Bundesrepublik und auch Westberlin haben im Vergleich zu anderen westeuropäischen Ländern eine bessere soziale Absicherung. So wird das Problem Arbeitslosigkeit im Stadtbild nicht augenfällig, nur die Bettler sind sichtbar. Das ganze System der Arbeits- und Sozialämter ist darauf ausgerichtet, die Betroffenen ständig in Trab zu halten und sich mit jedem neuen Antrag demütigen zu müssen. „Ich glaube an die Unantastbarkeit und die Würde jedes einzelnen Menschen..." tönt es alltäglich durch den Äther. Wo aber bleibt die Würde von Roswitha und Volker Franke?



Im sowjetischen Eishockey gibt es einen Grand mit fünfen. Es sind die Verteidiger Wjatscheslaw Fetissow und Alexej Kasatonow sowie die Sturmreihe Igor Larionow/ Wladimir Krutow/Sergej Makarow, die in ihrer Durchschlagskraft und spieltechnischen Vollkommenheit sogar die einstige Wunder-Troika Charlamow/Petrow/Michailow zuweilen in Vergessenheit geraten läßt. Alle zusammen haben auch ein paar Rekorde inne. Schon zweimal standen sie komplett im durch Wahl ermittelten All-Star-Team einer Weltmeisterschaft. Allein sechsmal gelang dies Makarow. Genausooft wurde Fetissow als bester Verteidiger eines WM-Turniers gekürt, was ihm – nach seinen glanzvollen Auftritten in Calgary nun erst recht – den Ruf eintrug, auf seinem Posten der weltbeste Eishockeyspieler aller Zeiten zu sein.

Im Lande des zwanzigfachen Weltmeisters und siebenmaligen Olympiasiegers ging einmal die Frage an diesen berühmten „Fünfer", ob er des ständigen Zusammenseins – jahrein, jahraus, beim Training und im Spiel, im Meisterklub ZSKA wie in der Auswahl – nicht müde sei. Nachdem Krutow darauf verwiesen hatte, daß die fünf samt Familie sogar den Urlaub gemeinsam verbringen, blühte der Flachs. „Jeder für sich allein, laufen wir Gefahr,

Der Eishockey-Primus und Kapitän: Wjatscheslaw Fetissow

7:1 gegen Schweden und schon – zum siebten Mal! – Olympiasieger, bevor das Calgary-Turnier zu Ende ist (Bild ganz oben).

Eishockey à la UdSSR:

Kreuzbuben am Puck

von unseren Fans zerfleischt zu werden", konstatierte Kasatonow. „Du kannst dich vor ihnen einfach nicht retten. Liegst du irgendwo am Strand mit einer Zeitung auf dem Gesicht, da hörst du schon, daß dich jemand grüßt. Und sofort hagelt es Fragen. Warum hast du denn damals den Kanadiern kein Tor reingeschossen? Und wenn du's nicht weißt, liefern dir die Fans selbst die Antwort – dazu noch so detailliert, daß Trainer Viktor Tichonow vor Neid erblassen würde."

Worauf Fetissow zum besten gab, daß es sich bei einem solchen Fan zuallererst um Kasatonows eigene Frau handeln müsse. „Sie fehlt bei keinem Spiel, und nach einer Niederlage hat es Alexej nie eilig, nach Hause zu gehen, weil er weiß, daß ihn dort eine gehörige Kopfwäsche erwartet..." Dem fügte Makarow noch an: „Manchmal kommt es mir vor, unsere Frauen seien noch enger befreundet als wir. Sie sind mit Haushalt und Kindern zu oft allein auf sich gestellt und brauchen einander. Wo soll sich Krutows Frau auch Rat holen, wenn beider Sohn im Schulaufsatz zum Thema ‚Was möchtest du einmal werden?' nur über Eishockey schreibt, aber dann erleben muß, daß der Filius in der ZSKA-Kindersektion ‚mangels Talent' keine Aufnahme findet?" Und kalauernd an Krutow gewandt, sagte Makarow noch: „Schämst du dich übrigens nicht, deinem eigenen Jungen so wenig Talent mitzugeben?"

Die fünf unzertrennlichen Eishokkey-Musketiere, die auch als Bücherwürmer und Musikliebhaber eine gemeinsame Antenne besitzen, sind etwa gleichen Alters und meinen, sie verstünden sich blind. Die Individualität des einzelnen

fördert in geradezu idealer Weise die allenthalben gerühmte kollektive Leistung. Der ruhende Pol im quirligen Quintett „Fetissow & Co." ist Igor Larionow. „Seine Gelassenheit hat mich einmal in Rage gebracht", erzählt Makarow. „Ich nahm mir vor, ihm vorm Spiel so richtig auf die Nerven zu gehen. Der Erfolg war gleich Null. Igor lächelte und machte Witze über mich. Als wir dann das Eis betraten, erhielt ich von ihm eine so hervorragende Vorlage, so genau, daß mir beim Torschuß vor Reue und Rührung beinahe die Tränen kamen. Nichts übelnehmen, vielleicht ist auch das ein Unterpfand dafür, daß wir so stark sind."

Nichts ist schwerer als eine Antwort auf die Frage, wer wohl der beste Eishockeyspieler war, den die UdSSR je hervorbrachte. Bobrow? Firsow? Michailow? Charlamow? Wassiljew? Sologubow? Starschinow? Das Zwillingspaar Majorow? Oder dieser Alexander Malzew, der 318mal den sowjetischen Nationaldreß trug, bei der Weltmeisterschaft 1970 15 Tore schoß und in einem „weltrekordlangen" Eishokkeyleben nur ganz selten mit der Strafbank Bekanntschaft machte?

Wer schon hätte etwas dagegen, den genialen Firsow zu benennen? Seine Wege verliefen anders als die der Sturmreihe Larionow/Krutow/Makarow. Er war kein Gleicher unter Gleichen, sondern zuallererst eine Vaterfigur, ein Feuerwehrmann, wenn es in irgendeinem Sturm mal lichterloh brannte. Zuerst stand er mit Wolkow und Senjuschkin in einem Sturm, bis plötzlich der wohl noch heute prominenteste Eishockeylehrer der Welt, Anatoli Tarassow, die Order ausgab: Ab jetzt spielt Firsow mit den 18jährigen Wladimir Wikulow und Viktor Polupanow. „Die beiden waren noch grüne Jungs", erinnert sich Firsow. „Sie nannten mich Väterchen, Jahre später Wassilitsch, nie Tolja, denn ein solcher familiärer Umgang zwischen jüngeren und älteren Spielern war in der Mannschaft aus ‚Respektsgründen' nicht üblich. Fähigkeiten hatten beide allemal. Polupanow sah aus wie ein Stier, strotzte vor Kraft und Gesundheit, war aber kein ‚Feinmechaniker'. Der fast zerbrechliche Wikulow hingegen erfand im Spiel feine und originelle Kombinationen, war voller List und Eleganz – aber er ‚stand' nicht. Wir rauften uns dennoch zusammen."

Bis Tarassow plötzlich die Idee hatte, mit Firsow, Kapitän Boris Majorow und Wjatscheslaw Starschinow einen neuen Sturm zu formieren. „Diese Troika war ein Volltreffer", erzählt Firsow. „Als hätten wir schon immer in diesem Sturm gestanden, schossen wir bei einem 4:3-Sieg über die kanadischen Profis alle Tore! Von nun an sollte sich auch nichts mehr ändern – sagten die Trainer…"

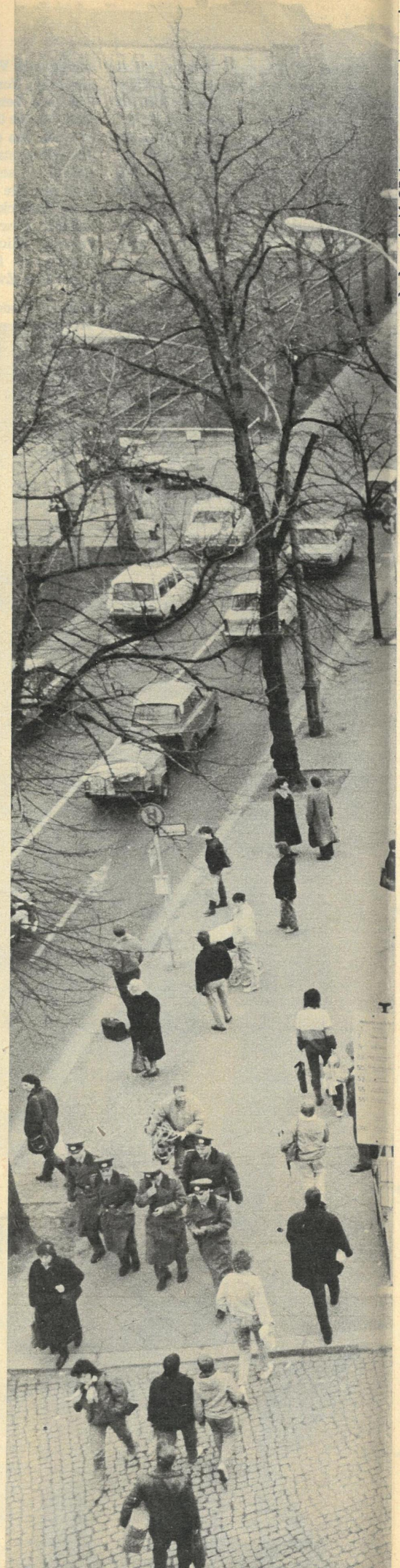
Doch als Wikulow und Polupanow stagnierten, weil sie keinen „Chef" mehr hatten, ging Firsow in den „Sturm der Jugend" zurück. Und nach berauschenden Erfolgen trug Polupanow eines Tages die Nase zu hoch, so daß Tarassow ihn durch einen neuen Jungstar ersetzte – Alexander Malzew. „Aber eines Tages bin ich zu Polupanow gegangen und habe ihm tüchtig den Kopf gewaschen", erinnert sich Firsow. „Und siehe da: Er besann sich, kehrte zurück, machte alles wieder gut und spielte besser als je zuvor. Ohne ihn, den in kritischer Stunde wiedergewonnenen Freund, wäre es mir kaum gelungen, am Ende meiner sportlichen Karriere noch einmal bester Stürmer einer Weltmeisterschaft zu werden…"

Geniales Talent des einzelnen ist's also nicht allein, was die sowjetischen Eishockey-Generationen zu den weltbesten Mannschaften ihrer Zeit machte. Um mit Anatoli Firsow und Wjatscheslaw Fetissow zu sprechen: „Ohne die Mannschaft bist du ein Nichts."

Der „Feuerwehrmann" Firsow indes war in der Tat ein Glücksfall des sowjetischen Eishockeys. Und deshalb nicht doch der Beste von allen?

Hans Richard Vollbrecht

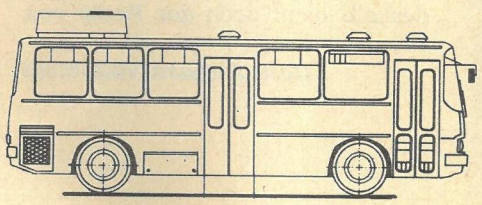
Zur Aufmunterung ein Witzchen gefällig? Der ruhende Pol: Igor Larionow (neben ihm Torwart Tyshnych).



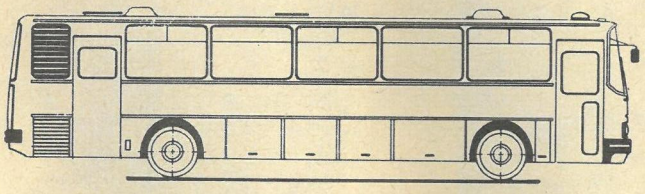
Sonderanfertigung: Der Kunde ist König

Pünktlichkeit – das erklärte Ziel all derer, die für einen fahrplangerechten Omnibusverkehr zu sorgen haben. Der große Wunsch all jener, die täglich auf den Bus angewiesen sind, ob sie deshalb zum Pankower „Bushafen" pilgern (so nennt er sich wirklich – Foto rechts) oder am Chausseebaum auf ihren Linienbus lauern. Immerhin betrifft das in unserer Republik – statistisch auf den Kalendertag gerechnet – rund fünf Millionen Fahrgäste, die landauf, landab im Berufs-, Schüler- oder Reiseverkehr auf 17 300 Routen befördert sein wollen. Summa summarum ergibt das im Jahr 1,8 Milliarden zu transportierende Personen und 700 Millionen zu fahrende Straßenkilometer. Da wünschte man dem lastenschleppenden „Ikarus" tatsächlich, daß ihm doch Flügel wachsen möchten, um auftretende Schlaglöcher, Pannen und Verspätungen sozusagen im Fluge wieder auszugleichen. Wenn wir vom Busverkehr in unserem Land reden, dann meinen wir Busse der Marke „Ikarus", die wir inzwischen in 32000 Exemplaren über den ungarischen Außenhandel erworben haben. Wir setzten auf „Ikarus" und sind dabei bisher auch gut gefahren. Der erste Liefervertrag wurde bereits 1952 fündig; seitdem entwikkelte sich eine enge Partnerschaft zwischen den ungarischen Busproduzenten und unseren Verkehrsexperten und -betrieben, auf einigen Gebieten bis zur wissenschaftlich-technischen Kooperation reichend.

Der heutige „Ikarus" auf unseren Straßen – der zuverlässige 280er Gelenkbus (in Eberswalde und Weimar als O-Bus-Variante) und der flotte 250er Solowagen – ist nicht mehr zu vergleichen mit denen der Baureihe 30 aus den fünfziger Jahren. Und technischer Fortschritt – im Komfort für den Fahrgast, in der elektronischen Bedienungserleichterung für den Fahrer, in der Motor- und Ausstattungsqualität, in der äußeren Gestalt – ist auch weiterhin angesagt. Die Grundlage dafür bieten eine ausbaufähige Grundkonzeption und eine moderne Fertigungstechnologie. FREIE WELT besuchte den Tochterbetrieb der Budapester Ikaruswerke in der altehrwürdigen Krönungsstadt Székesfehérvár.



Ikarus 216 – Vorstadtomnibus
8,96 m Länge, 35 Sitz-, 30 Stehplätze, 76 km/h



Ikarus 250 – Reiseomnibus
11,99 m Länge, 42–46 Sitzplätze, 106 km/h

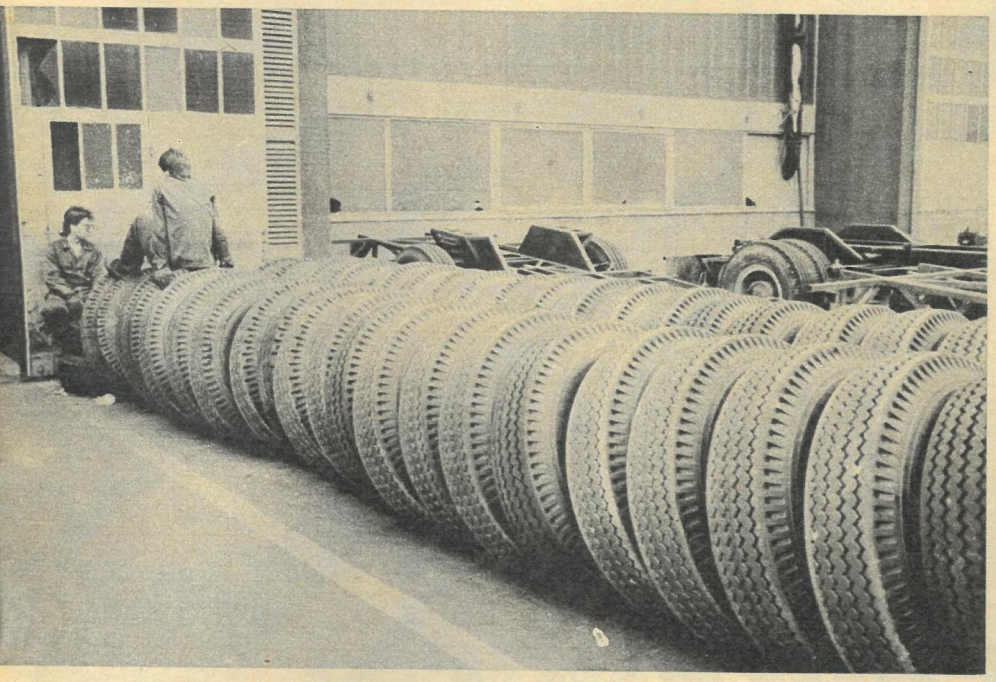
Busverkehr regelmäßig?!

Ikarus

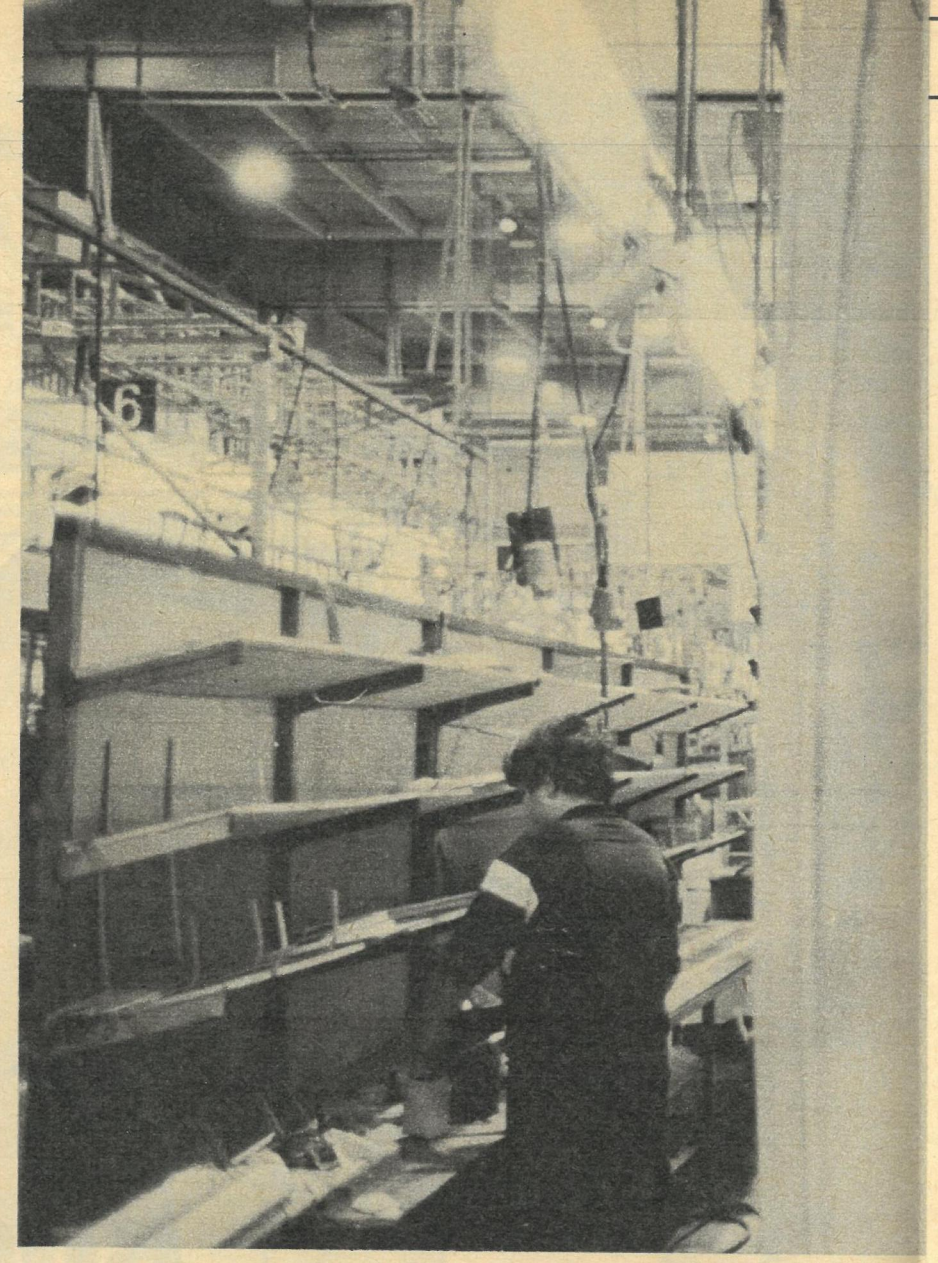
Bewährtes Markenzeichen eines der weltgrößten Busproduzenten

Busverkehr regelmäßig?!

Für gewöhnlich fahren Gäste des Ungarlandes nach Székesfehérvár (von Budapest ca. 70 Kilometer auf der schnellen Autobahn M 7 Richtung Balaton), um der einst Alba Regia genannten Krönungsstadt mit dem zum Teil erhaltenen mittelalterlichen Stadtkern ihre Reverenz zu erweisen. Solch Ausflug in die Geschichte seit König Stephan dem Heiligen lohnt allemal: die Fundamente einer romanischen Basilika, der Königsapfel, das barocke Rathaus oder die historische Apotheke...



Stilleben: Gleich wird der nächste Radsatz abgerufen.



Bus-Band: Székesfehérvár hat eine junge Mannschaft, die Hälfte unter 35 Jahren.

viele, viele Sehenswürdigkeiten. Wir dagegen bleiben ganz im Gegenwärtigen, machen unsere Aufwartung im Industriezentrum der 105000 Einwohner zählenden Bezirksstadt, dort, wo der Maschinenbau, die Elektrotechnik, die Konfektions- und Lebensmittelindustrie zu Hause sind und uns an jeder Ecke ein nagelneuer Bus begegnet, dessen Fahrtroute schlicht „Proba" heißt. Die ersten 50 Testkilometer jedes frisch geborenen „Ikarus" führen rund um seine Wiege. Erst dann erhält er die Papiere und geht auf große Fahrt zu seinem Käufer und seinem Einsatzort.

★

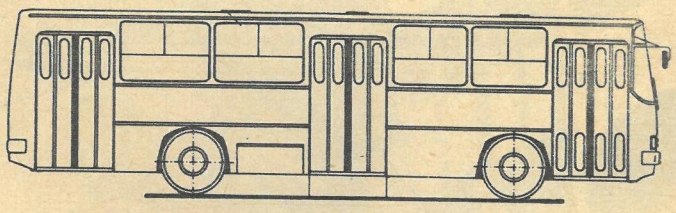
20 bis 25 Länder sind ständiger Kunde bei „Ikarus". Und es gibt neue Bewerber und neue Wege. Der erste China-Export von 470 Fahrzeugen ist perfekt. Ein neuer großer Markt ist zu erschließen. Für die nächsten Tage hat sich der Verkehrsminister aus Ghana angemeldet. Ein weiteres Ziel besteht darin, mit einem attraktiveren Busangebot den Busproduzenten, auch gegenüber ihren Hauptkunden.

Weit mehr als 50 Prozent der gesamten Produktion gehen nach wie vor in die Sowjetunion. Das ist bei 13200 gebauten Bussen 1987 eine stolze Armada. Polen und die DDR sind die nächstgrößten Abnehmer. Die Busse rollen ebenso in Kuba und Bulgarien. „Ikarus" bleibt seinen RGW-Verpflichtungen treu. Dementsprechend eng ist auch die Zusammenarbeit. Fahrzeuge der technisch und im Design neuentwickelten 400er Stadtbus-Familie werden momentan in der UdSSR auf Herz und Nieren getestet, die ersten 300er Reisebus-Varianten gehen demnächst zwischen Rügen und Suhl auf Probefahrt. Ihr Einsatz muß schließlich Vorteile für den Nutzer wie den Produzenten bringen. „1990 sollten sie endlich in lohnender Serie vom Band rollen – hoffentlich!" Der Technische Hauptingenieur vom Werk in Székesfehérvár Laszlo Gángó hat die Gesamtzahl parat, betont uns gegenüber, daß Budapest vor allem Gelenkbusse und Neuentwicklungen forciert, während sie sich auf die kleineren Typen für den Linien-, Nah- und Fernverkehr konzentrieren. Die 200er Solobusse auf unseren Straßen kommen seit Jahren aus der Königsstadt.

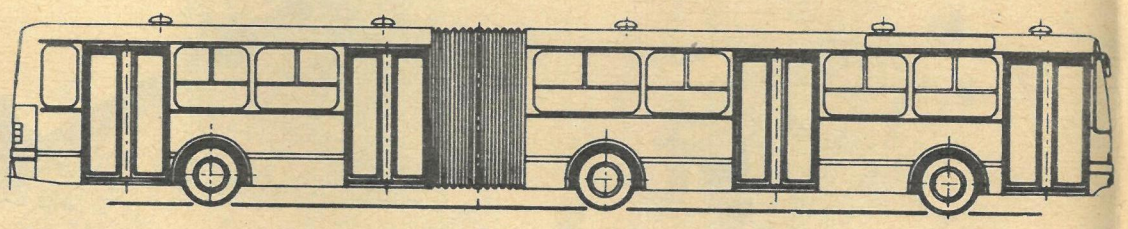
Laszlo Gángó: „Als Techniker sage ich, die DDR ist ein guter und sehr anspruchsvoller Partner, ihre Qualitätsanforderungen sind ein Ansporn für die Arbeiter in der Montagehalle. Auch die technische Kooperation zwischen uns klappt. Allerdings müßten wir bei gemeinsam abgestimmten Entwicklungsarbeiten wie mit IFA für den kleinen Reisebus 545 schneller zur Serienreife gelangen. Die Motorenbauer aus Nordhausen haben aber Liefersorgen, und es gibt noch technische Probleme mit der Hinterachse. Doch nur Tempogewinn schafft günstige Absatzbedingungen."

Streitpunkte, erfahren wir, gäbe es immer wieder mal ums liebe Geld – aber Neuentwicklungen, technische Verbesserungen sind nun mal kostspielig. Bis zum endgültigen Vertrag steht die Frage: Wer zahlt welche Zeche?

Momentan nimmt in Székesfehérvár ein Milliarden-Forint-Objekt Gestalt an: eine vollautomatisch arbeitende Lackiererei. Der dritte RGW-Kredit für „Ikarus" macht möglich, daß die schwere und gesundheitsschädliche Handarbeit der Lackierer endlich wegfallen kann. Andere Arbeiten – wie die verschiedenen Schweißprozesse oder das Tauchen der Karosserieteile ins korrosionsschützende Phosphat-Bad – sind längst automatisiert. Die maschinelle Blechbearbeitung sowieso. Reserven gibt es immer noch im Montagebereich für die Rationalisierung. „Ganz objektiv – wir sind das größte Buswerk der Welt – jedenfalls als Karosserie- und Montagebetrieb", betont Laszlo Gángó. „In Großbritannien werden beispielsweise 18000 Busse jährlich gebaut, jedoch in 40 verschiedenen Betrieben." Natürlich stekken in der stattlichen Jahresproduktion von „Ikarus" (allein 5000 Gelenkbusse – und das ist einmalig!) nicht nur die Kraft und die Fähigkeiten der 11000



Ikarus 260 – Stadtomnibus
11 m Länge, 22 Sitz-, 80 Stehplätze, 67 km/h



Ikarus 435 – Schubgelenkbus
17,85 m Länge, 183 Fahrgäste, 68,4 km/h

Ikaruswerker. Sie arbeiten mit 100 größeren und kleineren Zulieferern Hand in Hand. Das Herzstück des Busses, der bewährte RABA-Motor, kommt aus Györ. Die Untergestelle des Wagens liefern die Csepelwerke. Die schweren Reifen werden im Tauruswerk gefertigt. Eine Reihe technischer Zutaten liefert die Sowjetunion. Aus der DDR kommen u.a. Heizungsaggregate, Gelenkwellen und Lenkgestänge. Wer einen PKW fährt, weiß, was es an Einzelteilen alles gibt – rund 5000. Für einen Autobus braucht man 35 000! Eine gute Organisation ist daher gefragt, eine funktionierende Lagerwirtschaft. Nur mit Hilfe des Computers behält man da noch die Übersicht. Die riesige Montagehalle ist fast einen Kilometer lang. Um nicht zuviel Zeit zu verlieren, nehmen viele das Fahrrad für den innerbetrieblichen Verkehr. Auf zwei großen Bändern wachsen die Autobusse, 28 erhalten zur gleichen Zeit ihre Fasson. Am Anfang ist es nicht mehr als ein kastenähnliches Gerüst, am Ende der Halle wird der fertige Bus auf seine eigenen Räder gestellt und rollt mit eigener Kraft hinaus auf den Hof.

Zuvor aber hat der Gütekontrolleur das entscheidende Wort. Er trägt es ein ins Qualitätsbuch jedes Busses, das zehn Jahre lang aufgehoben wird. Als vor geraumer Zeit ein „Ikarus“ auf Österreichs Paßstraßen in die Tiefe stürzte, zog man bei der Untersuchung auch den Bus-Paß zu Rate und stellte fest: Ein technischer Fehler konnte die Ursache nicht sein. Überhaupt – die Tauglichkeitsprüfung wird groß geschrieben in Székesfehérvár. Nachdem die Neuen ihre ersten Runden gedreht haben, geht es zur neuerlichen Bremsprobe. Die Meßgeräte wie die Prüfer sind dabei unbestechlich. Gestern hatten von 70 Wagen vier die Prüfung nicht bestanden. Also noch einmal in die Werkstatt. In der Regenhalle lassen alle Neuen einen regelrechten Gewitterguß über sich ergehen. Wehe, es findet sich eine undichte Stelle…

Und dennoch – ein Berliner Altmeister hinterm Volant des „Ikarus“, seit 15 Jahren auf einem 250er, hatte neben dem grundsätzlichen Lob für den „schmucken langen Roten und seine zuverlässige Maschine“ auch mehrere Aber in Sachen Qualität – bis hin zur Ersatzteilmisere. „Wegen eines fehlenden Teils, das nicht rechtzeitig rankommt, fährt mancher Bus früh leider gar nicht erst vom Hof.“

Laszlo Gángó: „Wir müssen nicht nur für unsere Fehler – wie einen undichten Kofferraum – geradestehen, sondern auch für die einiger Zulieferer. Manch eingebautes Teil entspricht nicht mehr dem neuesten Stand, den internationalen Anforderungen, die Heizung aus Neubrandenburg gehört leider auch dazu. Wir müssen uns sputen beim Erneuern – alle!“

★

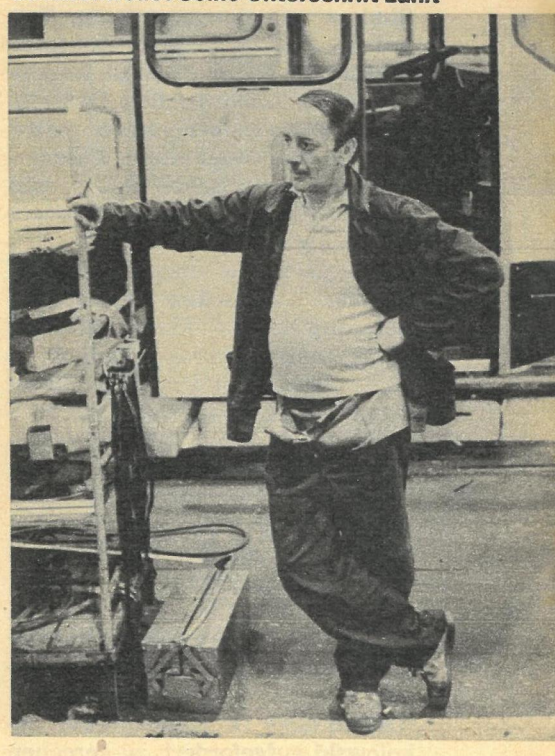
„Unser erstes Anliegen war und ist es“, sagt der Hauptingenieur, „Massenansprüche zu erfüllen, wir sehen die Millionen zu befördernden Menschen. Andere Bushersteller wollen nur Luxusansprüche befriedigen.“ Das heißt nicht, daß der „Ikarus“ für den Massenverkehr in der Stadt und über Land keinen Fahrgast- und Fahrerkomfort bietet. Das heißt auch nicht, daß nur große Serien produziert werden können. Die „Ikarus“-Leute sind stolz, daß sie heute die neue Variante eines Typs bereits nach sechs bis neun Monaten Entwicklungszeit liefern können. Konferenzbusse, fahrende Zahnarztstationen und Bibliotheken werden laut Bestellung in Einzelanfertigung gebaut, ebenso wie der ungewöhnliche Auftrag aus Kuweit: Busse mit komplettem Bad. Dafür sind in Budapest und Székesfehérvár Spezialabteilungen eingerichtet. Nur die Grundbausteine kommen auch für die Sonderanfertigung vom Band. Der Mehraufwand ist entsprechend…

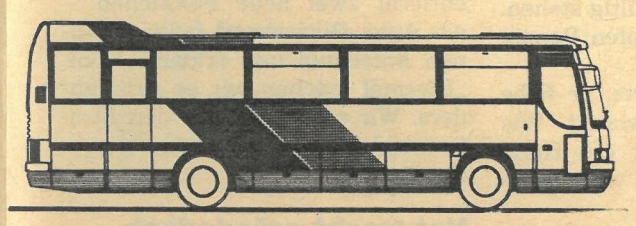
Seit 1963 werden in Székesfehérvár Autobusse gebaut. Das Werk ist aus einem kleinen mechanischen Betrieb hervorgegangen. Damals gingen die Monteure in Budapest in die Lehre, heute bilden sie selbst Busbauer aus – momentan junge Kubaner. Seit letztem Jahr fertigen sie auch Gelenkbusse, ohne Nullserie gleich vom Band – zehn Stück täglich. Nachwuchssorgen kennen sie nicht. Das Betriebsklima und der Verdienst – mit guten 7000 Forint befindet sich der Montagearbeiter über dem Landesdurchschnitt – garantieren gesunden Zuwachs.

Am Werktor herrscht Hochbetrieb. Die Testfahrzeuge kommen und gehen – Busverkehr regelmäßig!

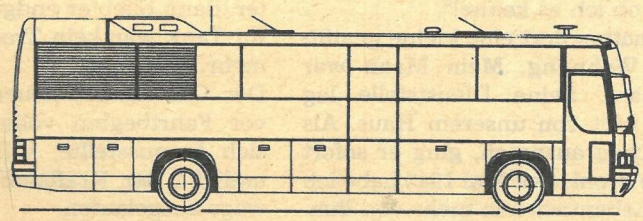
Wolfgang Scheel (Text)
Detlef Christel,
Detlev Steinberg (Fotos)

Gütekontrolle: Seine Unterschrift zählt

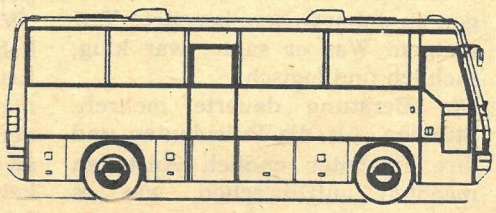




Ikarus 365 – Intercity-Bus
10,98 m Länge, 44 Sitzplätze, 109 km/h



Ikarus 386 – Konferenzbus
11,98 m Länge, 19 Sitzplätze, 130 km/h



Ikarus 545 – Luxus-Reisebus (in Kooperation mit IFA)
8,08 m Länge, 24 Sitzplätze, 105 km/h

FREIE WELT -Serie 2

Wladimir Gall, im Großen Vaterländischen Krieg Mitarbeiter der Politabteilung der 2. Panzerarmee, Philologe, hervorragender Kenner der deutschen Sprache und Literatur, Freund Konrad Wolfs, wird nach Kriegsende Kulturoffizier in der SMAD (Sowjetische Militäradministration in Deutschland) in Halle. Zweieinhalb Jahre lebte und arbeitete er in der damaligen Provinz Sachsen-Anhalt. „Mein Weg nach Halle" nannte Gall sein Buch, das im Militärverlag der DDR erscheint.

Die Nacht auf der Autobahn

Im November 1946 führte der Chef der SMAD, Marschall Sokolowski, in Karlshorst mit den Präsidenten aller Länder und Provinzen eine wichtige Beratung durch. Koni (Konrad Wolf) und ich erhielten vom General den Auftrag, Prof. Hübener nach Berlin zu begleiten, nicht nur als Dolmetscher, sondern vor allem zu seiner Sicherheit. Der liberale Dr. Hübener war den alten bürgerlichen Kräften in Deutschland ein Dorn im Auge. Nach den Landtagswahlen würde er höchstwahrscheinlich zum Ministerpräsidenten von Sachsen-Anhalt berufen werden. Diese Aussicht paßte diesen Leuten nicht ins Konzept. Sie verziehen ihm seine freundschaftliche Zusammenarbeit mit der SMAD und dem demokratischen Block nicht. Aus diesem Grunde war zu befürchten, gegen Professor Hübener könnte eine Provokation geplant sein. Außerdem trieben damals noch Banden ihr Unwesen.

Morgens fuhren wir los. Die Fahrt verlief – wie es in Militärrapporten heißt – ohne besondere Vorkommnisse. In Karlshorst versammelten sich die Präsidenten aus allen fünf Ländern beziehungsweise Provinzen der sowjetischen Besatzungszone. Marschall Sokolowski empfing sie sehr freundschaftlich. Ich war bei der Beratung zugegen, die im selben Saal stattfand, in dem anderthalb Jahre zuvor Marschall Shukow gemeinsam mit den Vertretern des Alliierten Oberkommandos die bedingungslose Kapitulation des faschistischen Deutschlands entgegengenommen hatte. Ich war zum erstenmal in diesem – nunmehr historischen Raum, und er versetzte mich in eine besondere Stimmung.

Lange konnte ich meinen Gedanken nicht nachhängen, denn die Beratung begann. Marschall Sokolowski neigte dazu, gründlich in alle anstehenden Probleme einzudringen. Er ließ sich von den Präsidenten umfassend über die Vorbereitung auf den Winter in ihren Ländern und Provinzen informieren, über die Versorgung mit Lebensmitteln, mit Brennstoffen und über ähnliches. Sehr aufmerksam, den Kopf etwas zur Seite geneigt, hörte er die Antworten an, machte sich Notizen, stellte zusätzliche Fragen.

Als Professor Dr. Hübener, von Sokolowski aufgefordert, zu sprechen begann, bat mich der Marschall zu übersetzen. Hübeners Ausführungen zu dolmetschen, bereitete Vergnügen. Was er sagte, war klug, sachlich und logisch.

Die Beratung dauerte mehrere Stunden. Als die Präsidenten und ihre Begleiter endlich Anstalten machten aufzubrechen, war es schon ziemlich spät. Aus Sicherheitsgründen wurde beschlossen, nicht einzeln, sondern im Konvoi zu fahren. Die Wagen nach Dresden, Weimar und Halle bildeten eine stattliche Gruppe, bei der unser großer Mercedes das Schlußlicht machte. Vor uns fuhr der Präsident von Thüringen, Dr. Paul. Ein Mann, bei dem ich stets den Eindruck hatte, daß er immer bemüht war, der „Obrigkeit", das heißt den Menschen, die er dafür hielt – die Vertreter der SMAD oder der Landesleitung der SED –, nach dem Munde zu reden.

Zu der Beratung in Karlshorst hatte Dr. Paul, abgesehen von einem Polizeiaufgebot, auch seine Dolmetscherin mitgenommen, eine junge, doch schon etwas üppige Blondine. Bei der Sitzung fiel mir auf, daß sie gebrochen deutsch sprach. Vielleicht war sie eine Repatriantin? So nannten wir die nach Deutschland verschleppten Sowjetbürger, die repatriiert, also wieder in die Heimat zurückgeführt werden sollten. Aber auch ihr Russisch war nicht fließend. Zudem sah sie mir für eine Repatriantin zu gut aus.

Plötzlich leuchtete am Vorderwagen das rote Schlußlicht auf. Die Kolonne hielt. Ein Polizist kam auf uns zu und sagte zu mir: „Herr Hauptmann! Der Präsident von Thüringen, Herr Doktor Paul, läßt seinen Amtskollegen, Herrn Professor Hübener, für ein paar Minuten in seinen Wagen bitten."

Hübener stieg aus dem Mercedes und ging nach vorn. Eine Weile danach näherte sich unserem Auto eine Gestalt. Aber zu unserem Erstaunen war es nicht Hübener, sondern die Blondine.

„Guten Abend, meine Herren!"

Sie sagte nicht auf russisch „Genossen", sondern auf deutsch „meine Herren". Sollte sie doch eine Deutsche sein?

„Guten Abend, Frau..."

„Oh, sagen Sie zu mir einfach Nadja." Sie lächelte kokett. „Ich komme zu Ihnen, um meinen Chef und Professor Hübener nicht zu stören. Natürlich nur, wenn ich darf." Wir konnten ihre Bitte nicht abschlagen.

Unser Fahrer stieg schweigend aus, als Nadja sich in den Mercedes setzte.

Ich erkundigte mich rundheraus: „Sind Sie Russin?"

„Nein, Ukrainerin."

„Und woher?"

„Aus Charkow."

Das war ja eine Überraschung.

„Ich stamme auch aus Charkow. Wo haben Sie dort gewohnt?"

„In Cholodnaja Gora. Kennen Sie dieses Stadtviertel?"

„Und ob ich es kenne!"

„Wir hatten dort eine kleine gemütliche Wohnung. Mein Mann war Leutnant. Seine Dienststelle lag nicht weit von unserem Haus. Als der Krieg ausbrach, ging er sofort an die Front. Seit Mai 1942 habe ich kein Lebenszeichen mehr von ihm. Ich nehme an, daß er an der Offensive auf Charkow teilgenommen hat und den Heldentod gestorben ist..."

Während die Frau das alles Koni und mir erzählte, nahm ihr Gesicht einen Ausdruck von Gram, Zorn und Haß an. Nun, solch traurige Geschichten kannten wir selbst zu Dutzenden. Es gab Tausende sowjetischer Frauen, deren Männer nicht aus dem Krieg zurückgekehrt waren. Dennoch schien in Nadjas Erzählung etwas nicht zu stimmen. Ihr Gehabe war zu pathetisch, zu sehr zur Schau gestellt.

Präsident Hübener kam zurück. Nadja stieg aus und verabschiedete sich von Koni und mir übertrieben herzlich.

Hübener sah ihr spöttisch hinterher, sagte aber nichts.

Der Tank ist leer

Die Wagen setzten sich in Bewegung. Inzwischen war es schon stockfinster geworden. Auf einmal bemerkten wir, daß sich der Abstand zum Vorderwagen zunehmend vergrößerte. Krampfhaft trat der Fahrer aufs Gaspedal, aber das half nicht. Unser Mercedes fuhr immer langsamer. Der Fahrer hupte. Vergebens. Niemand hörte uns. Wir waren abgehängt. Unser Wagen rollte noch einige hundert Meter, dann blieb er endgültig stehen. Im Tank war kein Tropfen Benzin mehr.

Der Chauffeur beteuerte, er habe vor Fahrtbeginn vollgetankt. Wie sich herausstellte, war ein Hahn undicht; der Kraftstoff war unterwegs ausgelaufen.

Wir waren ausgerechnet dort stehengeblieben, wo es auf der Autobahn Berlin–Leipzig am unsichersten und gefährlichsten war. Vor unserer Abfahrt waren wir gerade auf diese Stelle aufmerksam gemacht und davor gewarnt worden, dort zu halten. Wir stiegen aus dem Mercedes und waren darauf gefaßt, daß jeden Augenblick aus dem Wald Banditen kämen. Natürlich holten wir unsere Pistolen hervor – der Fahrer seine Maschinenpistole – und entsicherten sie. Aber im Ernstfall hätte uns das gar nichts genützt. Unsere Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Wir hatten um jeden Preis für das Leben und die Sicherheit des Präsidenten der Provinz Sachsen-Anhalt geradezustehen.

Ich bat Hübener, sich an den Rand der Autobahn zu stellen, befahl dem Fahrer, sich neben ihn zu postieren und nicht von seiner Seite zu weichen. Dann gingen Koni und ich in die Mitte der Fahrbahn. Sobald in der Ferne Scheinwerfer aufleuchteten, winkten wir heftig. Doch wir erreichten gerade das Gegenteil: Statt zu halten, erhöhten die Fahrzeuge die Geschwindigkeit, machten einen Bogen um uns und flitzten davon. Endlich, nach einer schier unerträglich langen Verkehrspause, erblickten wir weit entfernt zwei helle Pünktchen – ein Auto. Blitzschnell faßte ich einen Entschluß und erklärte Koni: „Diesmal machen wir es ganz anders. Wir stellen uns an den Straßenrand, hinter unseren Mercedes."

Not macht erfinderisch

Gesagt, getan. Ich ging in Position.

Als das Fahrzeug näher kam, stürzte ich urplötzlich auf die Mitte der Fahrbahn, dem Auto entgegen. Wie ich in meinen Überlegungen vorausberechnet hatte, war der bedingte Reflex des Fahrers stärker als seine Angst. Gewohnheitsgemäß, ganz automatisch, drosselte er die Geschwindigkeit und versuchte, um mich herum zu fahren. Jetzt sprang Koni wie eine Katze auf das schmale Trittbrett, klammerte sich mit einer Hand am Dach und mit der anderen an der Türklinke fest. Der überraschte, überrumpelte Fahrer bremste. Mit einem Satz war ich neben Koni. Gleichzeitig rissen wir die Türen auf. All das geschah in wenigen Sekunden und sah wie ein regelrechter Gangsterüberfall aus, zumal wir beide eine Pistole in der Hand hatten. Die PKW-Insassen befürchteten das Schlimmste und waren völlig überrascht, als sie mich statt dessen sagen hörten: „Entschuldigen Sie, daß wir Sie auf solch ungewöhnliche Weise anhalten mußten! Wir haben nämlich kein Benzin mehr und bitten Sie, uns etwas zu borgen."

Doch nicht weniger überrascht war ich selbst, als ich in einem dieser kreidebleichen Leute einen Präsidialdirektor erkannte. Das Komischste – wenn in dieser Situation überhaupt vom Komischen die Rede sein konnte – war, daß es ausgerechnet der Verantwortliche für die Brennstoffindustrie war, ihm also auch die Benzinzuteilung unterstand!

Auch Prof. Hübener war überrascht, gerade hier seinem „Brennstoffgewaltigen" zu begegnen.

Wir bekamen sehr schnell die ersehnten paar Liter Benzin, und die beiden Wagen fuhren nunmehr gemeinsam weiter. Als wir Halle erreichten, war schon tiefe Nacht.

Am nächsten Morgen, als ich General Schljachtenko über die Fahrt berichtete, erfuhr ich, Dr. Paul und seine Dolmetscherin Nadja hätten letzte Nacht Thüringen in Richtung Westen verlassen!

Deutlich erinnere ich mich noch an meinen ersten Vortrag im Spätsommer 1946 im „Stadtschützenhaus". Zu meinem Erstaunen war der Saal überfüllt. Das Thema lautete: „Die sowjetische Gesellschafts- und Staatsordnung". Ich hatte mich sorgfältig vorbereitet, dennoch hatte ich schreckliches Lampenfieber.

Doch schwerer als die Vorlesung selbst war die Beantwortung der Fragen. Du lieber Himmel, was für Fragen waren das! Erst in diesem Moment wurde mir ganz klar, welch verworrene, falsche und verzerrte Vorstellung die Menschen hier vom Sowjetland, von unserem Volk und unserer Lebensweise hatten.

Meinem ersten Vortrag folgten weitere – nicht nur in Halle, auch in Magdeburg, Dessau, Merseburg und einigen anderen Städten Sachsen-Anhalts.

Mit jedem Mal wurde ich sicherer. Vor allem aber freute ich mich, daß das Interesse für mein Land zunahm und die Vorurteile allmählich zurückgingen. Das merkte man auch an den Fragen, die uns Referenten gestellt wurden. Denn ich war nicht der einzige, auch viele meiner Freunde und Kollegen hielten öffentliche Vorträge, darunter Major Kabanow, Hauptmann Edelberg, Konrad Wolf und Moritz Mebel.

Apropos Moritz Mebel. Er war im Herbst 1945 zu unserer Kultur- und Zensurabteilung abkommandiert worden. Dieser in Erfurt geborene und in Moskau aufgewachsene junge Mann gefiel mir sofort. Ich erfuhr, daß er bei Kriegsausbruch sein Medizinstudium unterbrochen und sich freiwillig an die Front gemeldet hatte. Er kämpfte an der Südfront, nahm an der Befreiung Rumäniens, Ungarns und der Tschechoslowakei teil, kam bis nach Dresden und wurde dann im Fernen Osten im Krieg gegen Japan eingesetzt. Mir imponierte seine Klugheit, aber auch seine Entschlossenheit und Resolutheit. Nachdem wir am 23. Februar 1947 seinen 23. Geburtstag in Merseburg gefeiert hatten, verabschiedete ich ihn genau zwei Wochen später, am 8. März. Er hatte seine Entlassung aus der Armee durchgesetzt und fuhr nun nach Moskau, um sein Medizinstudium wieder aufzunehmen. Nach aufopferungsvoller Arbeit als Chefarzt im Krankenhaus Keila bei Tallinn wurde er in Moskau Aspirant am Lehrstuhl für Urologie, promovierte und wurde Kandidat der Medizinischen Wissenschaften. Jetzt ist er selber schon längst Professor und ein geachteter Urologe in der Deutschen Demokratischen Republik.

Am selben Vormittag des 8. März 1947, nachdem ich von Moritz Abschied genommen hatte, fuhr ich nach Leipzig zur Frühjahrsmesse. Schon seit 1946 wurden wieder die Leipziger Messen abgehalten.

Diese ersten bescheidenen Nachkriegsmessen lassen sich natürlich – was die Zahl der Teilnehmerstaaten und -firmen, die Qualität und Quantität der Exponate und den Umfang der Vertragsabschlüsse betrifft – nicht mit den heutigen Leipziger Messen vergleichen. Dennoch waren auch sie untrügliche Beweise dafür, daß es in der sowjetischen Besatzungszone langsam, aber sicher bergauf ging.

Ähnlich war es auch auf kulturellem Gebiet. Den Höhepunkt bildeten die Darbietungen des Staatlichen Akademischen Russischen Chores der UdSSR unter Leitung von Professor Sweschnikow. Der große Saal im „Stadtschützenhaus" war total überfüllt. Hunderte saßen und standen auf den Stufen vor dem Gebäude.

Der Chor hatte einen Riesenerfolg. Dem Auftritt des Sweschnikow-Chores folgten weitere bedeutsame künstlerische Veranstaltungen in Halle und anderen Städten Sachsen-Anhalts – zum Beispiel die Konzerte des Klaviervirtuosen Lew Oborin und des Sängerehepaars Sergej Lemeschew und Irina Maslennikowa im Frühjahr 1947.

Die Kulturveranstaltungen mit unseren Künstlern halfen auch in Sachsen-Anhalt, den Boden zu lokkern, aus dem dann die „Gesellschaft zum Studium der Kultur der Sowjetunion" entstand. Die Gründungsversammlung fand am 30. Juni 1947 im Haus der Kultur der Sowjetunion in Berlin am Kupfergraben statt. Etwas später, Anfang Juli 1947, wurde der provisorische Vorstand der Gesellschaft für das Land Sachsen-Anhalt unter dem Vorsitz von Dr. Mende gebildet. Am 23. Juli fand die Gründungsversammlung der Ortsgruppe Halle statt. Zu diesem Zweck erschienen im Rundsaal der Moritzburg die ersten achtzig Mitglieder. Das einundachtzigste Mitglied war ich selbst.

Ende

Prof. Hübener spricht während einer Beratung
Stehend rechts: Wladimir Gall.

Bilder zu Literatur sind nicht immer für Bücher gemacht. Dichters Werk ist nicht nur Vorlage für Illustration, die Kapitel für Kapitel, Strophe für Strophe dem Text folgt. Es kann dem bildenden Künstler Anstoß sein zu eigener Auseinandersetzung mit der Welt und mit sich selbst. Literatur der Sowjetunion hat Künstlern unseres Landes immer wieder Reibungsflächen geboten. Von den vierziger Jahren bis heute reißt die Kette der Bilder zu den Klassikern und zu den Jungen sowjetischer Literatur nicht ab. Es begegnen sich zwei Künste, die mit ihren Mitteln Eigenes zu sagen haben. Wo sich ihre besten Vertreter treffen, sind gültige Bilder entstanden, die auch den Betrachter zum Dialog mit Kunst und Literatur herausfordern können. Grafik, die solches vermag, und Texte, die sie anregten, sind in unserer Serie vereint.

Reibungsflächen

Tschingis Aitmatow – Dagmar Ranft-Schinke

Als er einst vom Karaulberg aus auf dem blauen Issyk-Kul zum erstenmal den weißen Dampfer gesehen hatte, war sein Herz ob dieser Schönheit so laut geworden, daß er sofort zu dem Schluß kam, sein Vater – ein Matrose vom Issyk-Kul – müsse auf diesem weißen Dampfer fahren. Der Junge glaubte daran, weil er es sehr wünschte.

Er erinnerte sich weder an den Vater noch an die Mutter. Er hatte beide nie gesehen. Beide hatten ihn kein einziges Mal besucht. Aber der Junge wußte: sein Vater war Matrose auf dem Issyk-Kul, und die Mutter hatte nach der Trennung vom Vater den Sohn beim Großvater gelassen und war selbst in die Stadt gefahren. Seither blieb sie verschwunden. In eine ferne Stadt war sie gefahren, hinter den Bergen, hinter dem See und hinter weiteren Bergen.

Großvater Momun war einmal in dieser Stadt gewesen, um Kartoffeln zu verkaufen. Eine ganze Woche lang war er weggeblieben, und nach der Rückkehr hatte er beim Tee Tante Bekej und der Großmutter erzählt, er habe seine Tochter, die Mutter des Jungen, gesehen. Sie arbeite in einer großen Fabrik als Weberin. Sie habe eine neue Familie – zwei Töchter, die sie in den Kindergarten gebe und nur einmal in der Woche sehe. Sie wohne in einem großen Haus, aber in einem kleinen Zimmerchen, so klein, daß

Dagmar Ranft-Schinke

geboren 1944 in Chemnitz, lebt in Karl-Marx-Stadt

Zu Tschingis Aitmatow, Der weiße Dampfer. Radierung, 1977

Reproduktion: Christoph Sandig

man sich kaum umdrehen könne. Und auf dem Hof kenne keiner den anderen, wie auf dem Markt. Alle lebten dort so, kämen nach Hause und schlössen gleich die Tür ab, säßen ständig hinter Schloß und Riegel wie in einem Gefängnis. Ihr Mann sei Chauffeur, er fahre mit dem Bus die Leute durch die Straßen. Um vier Uhr morgens gehe er und arbeite bis spätabends. Das sei auch eine schwere Arbeit. Die Tochter habe ständig geweint und um Verzeihung gebeten. Sie hätten sich für eine neue Wohnung angemeldet, aber wann sie eine bekämen, sei ungewiß. Wenn sie eine bekämen, würde sie den Sohn zu sich nehmen, falls ihr Mann es erlaube. Und sie habe ihn, Momun, gebeten, noch zu warten. Er habe ihr geantwortet, sie solle sich nicht härmen. Hauptsache, sie lebe mit dem Mann in Eintracht, alles andere werde schon in Ordnung kommen. Und auch wegen des Sohnes solle sie sich nicht grämen. „Solange ich lebe, gebe ich den Jungen nicht weg, und wenn ich sterbe, wird Gott ihn führen, ein lebendiger Mensch geht seinen Weg…“ Während Tante Bekej und die Großmutter dem Alten zuhörten, seufzten sie immer wieder und weinten sogar gemeinsam.

Hier beim Tee kamen sie auch auf den Vater zu sprechen. Der Großvater hatte gehört, sein ehemaliger Schwiegersohn, der Vater des Jungen, arbeite noch immer als Matrose auf einem Dampfer und habe ebenfalls eine neue Familie, zwei oder drei Kinder. Sie wohnten bei der Anlegestelle. Er habe sich das Trinken abgewöhnt. Und die neue Frau gehe jedesmal mit den Kindern auf die Anlegestelle, um ihn zu begrüßen. Aha, dachte der Junge, sie begrüßten diesen Dampfer, seinen Dampfer…

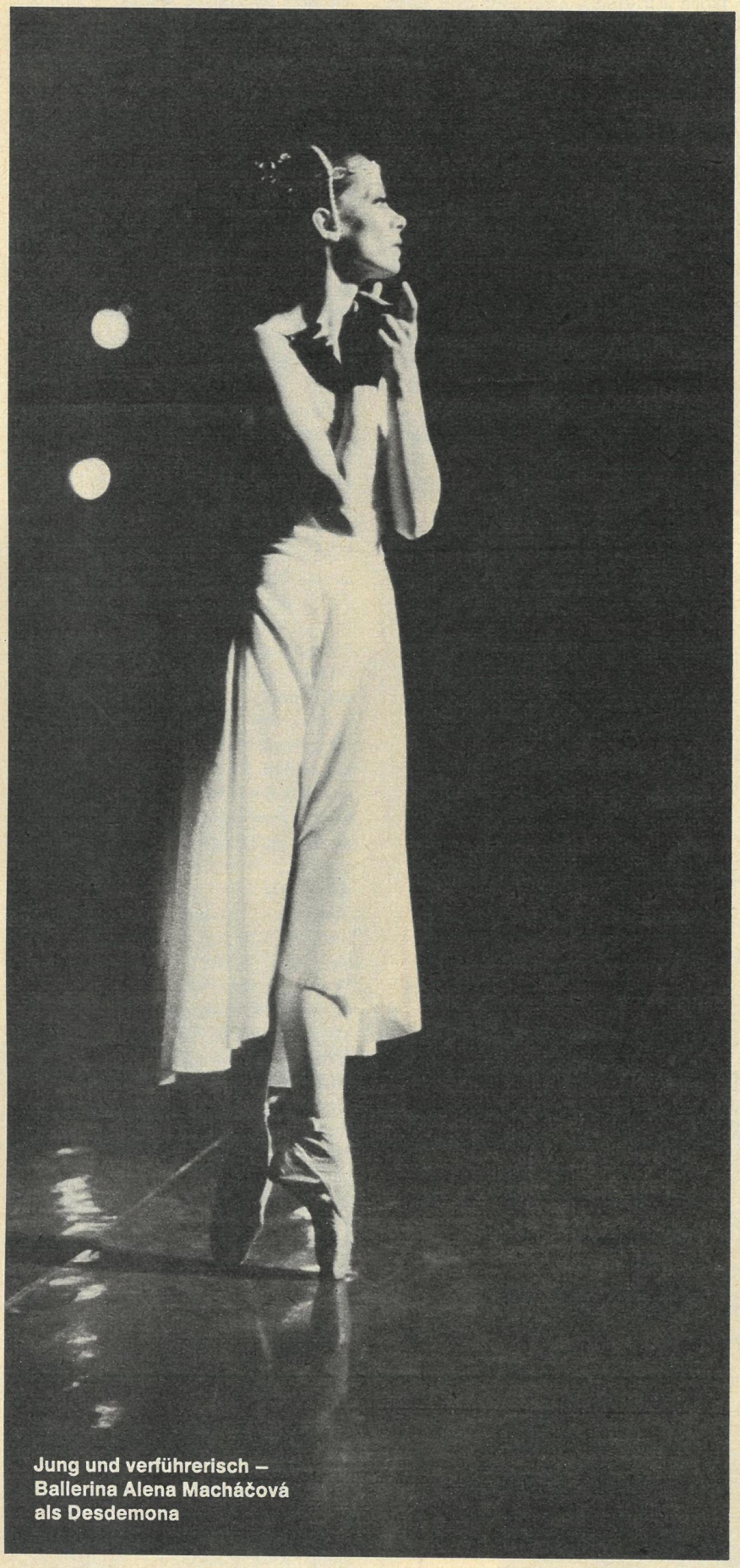
Der Dampfer fuhr und entfernte sich langsam. Weiß und langgestreckt – so glitt er mit rauchenden Schornsteinen über die blaue Glätte des Sees und wußte nicht, daß ein Junge zu ihm schwamm, der sich in einen Fisch verwandelt hatte.

Dieser träumte davon, sich so in einen Fisch zu verwandeln, daß alles an ihm fischartig würde – Körper, Schwanz, Flossen, Schuppen – und daß nur sein Kopf blieb, wie er war, sein großer, runder, auf dünnem Hals ruhender Kopf mit den abstehenden Ohren und der zerkratzten Nase. Und auch die Augen sollten so bleiben. Natürlich nicht ganz: sie sollten sehen können wie Fischaugen. Der Junge hatte lange Wimpern wie das Kalb, und sie klappten ganz von allein dauernd zu und auf. Guldshamal sagte, wenn doch ihre Tochter auch solche bekäme, was würde sie dann für eine Schönheit! Aber wozu eine Schönheit sein? Wichtigkeit! Er brauchte keine schönen Augen, er brauchte Augen, mit denen er unter Wasser sehen konnte.

Die Verwandlung sollte in Großvaters Planschbecken vor sich gehen. Eins, zwei, drei – und er ist ein Fisch. Dann schnellt er sofort aus dem Planschbecken hinüber in den Fluß, direkt in die reißende Strömung, und schwimmt mit der Strömung flußabwärts. Dabei springt er immer wieder hinaus und schaut sich nach allen Seiten um, denn nur unter Wasser zu schwimmen ist uninteressant. So flitzt er den schnellen Fluß hinunter, vorbei an der Steilwand aus rotem Lehm, durch Stromschnellen und Strudel, zwischen Bergen und Wäldern. Seinen geliebten Steinen ruft er zum Abschied zu: „Auf Wiedersehen, ‚liegendes Kamel‘, auf Wiedersehen, ‚Wolf‘, auf Wiedersehen ‚Sattel‘, auf Wiedersehen, ‚Panzer‘!“ Wenn er an der Försterei vorbeischwimmt, springt er aus dem Wasser und winkt mit der Flosse dem Großvater zu. „Auf Wiedersehen, Ata, ich komme bald wieder.“ Der Großvater ist ganz verdattert ob dieses Wunders und weiß nicht, wie ihm geschieht. Großmutter, Tante Bekej und Guldshamal mit dem Töchterchen werden offenen Mundes dastehen. Hat man denn je gesehen, daß einer einen Menschenkopf und einen Fischkörper hat! Aber er winkt ihnen mit der Flosse zu. „Auf Wiedersehen, ich schwimme in den Issyk-Kul, zum weißen Dampfer. Dort ist mein Papa, der Matrose.“ Baltek läuft gewiß am Ufer entlang. Auch der Hund hat so etwas schließlich noch nie gesehen. Und wenn er sich zu ihm ins Wasser stürzen will, ruft der Junge: „Das geht nicht, Baltek, das geht nicht. Du ertrinkst!“ und schwimmt weiter. Er taucht unter den Seilen der Hängebrücke hindurch, schwimmt längs der Uferwälder im Tal und gelangt später durch die polternde Bergschlucht direkt in den Issyk-Kul.

Der Issyk-Kul ist ein ganzes Meer. Der Junge schwimmt auf seinen Wellen, von Welle zu Welle und immer wieder von Welle zu Welle – da kommt ihm der weiße Dampfer entgegen. „Guten Tag, weißer Dampfer, ich bin’s!“ sagt er zu dem Dampfer.

Aus: Tschingis Aitmatow, Der weiße Dampfer
Deutsch von Hans-Joachim Lambrecht



Jung und verführerisch – Ballerina Alena Macháčová als Desdemona

Slowakisches Nationaltheater Bratislava

In Bratislava, tröstet uns die Dolmetscherin, scheint fast zweitausend Stunden im Jahr die Sonne, die Gegend zähle zu den wärmsten der ČSSR, sagt sie. Doch wie Widerspruch von oben, die jährlich errechneten sechshundertsechzig Regenmillimeter wollen wohl an den zwei Tagen fallen, die wir hier weilen. Was uns aber nicht hindert an einem kurzen Spaziergang durch den historischen Stadtkern mit seinen krummen Gäßchen, malerischen Durchgängen, poetischen Winkeln und lauschigen Plätzen. Viele architektonische Kostbarkeiten sind hinter hölzernen Gerüsten verborgen, das zeugt von zunehmender Fürsorge und Aufmerksamkeit der Stadtväter, die jahrhundertealten baulichen Kleinodien zu erhalten, denen Bratislava den Beinamen „Schöne an der Donau" verdankt. Bei aller Altertümlichkeit ist sie jung, wurde Hauptstadt der Slowakischen Sozialistischen Republik 1968, wuchs zum wirtschaftlichen wie kulturellen Zentrum des Landes.

Wir sind eingeladen, sozusagen für den Vorgeschmack, das Slowakische Nationaltheater wird während „Gemeinsamer Tage der Kultur DDR–ČSSR" im Mai mit Janáčeks Oper „Jenufa" und Verdis „Maskenball" in Berlin und Leipzig gastieren. Sein Domizil, 1886 im Neorenaissancestil erbaut, gehört zu den markantesten Gebäuden der Stadt, aber heute bleibt sein prächtiges Portal verschlossen. Es ist Montag, und montags machen die Musen hierzulande Pause! Vorerst betreten wir also durch den Hintereingang die „Schmiede schöner Stimmen", so sagen die Leute von ihrer Oper. Kein Scherz, dahinter steht ernsthafte Praxis, denn hier bekommen die Besten der drei im Lande wirkenden Konservatorien – Bratislava, Košiče und Jelina – noch während ihrer Ausbildung die Chance, erste Bühnenerfahrungen zu sammeln; so kann jede größere Rolle doppelt oder dreifach besetzt werden, was Ansporn und Leistungszuwachs bedeutet. Auch international. Ensemblemitglied Peter Dvorský, 37, inzwischen weltberühmter Tenor, ist gerade auf einer Tournee in den USA. Und die Slowakin Magdaléna Hajóssyová, heute Star der Deutschen Staatsoper Berlin, begann einst in Bratislava ihre glanzvolle Karriere. Worauf man stolz ist.

Wir haben viel und alles mit eigenen Kräften erreicht, meint Milan Kopačka, der zu den ersten Sängern des Hauses gehört, er sagt es auf deutsch, denn er war einmal fünf Jahre in Erfurt und Eisenach engagiert. Wieder begegnen wir ihm als leidenschaftlich liebenden Laca in „Jenufa". Vorgeschmack per Video. Alle Inszenierungen sind so konserviert. Auch wenn der bunte Bildschirm nicht das Live-Erlebnis eines Opernabends ersetzt, wenigstens lernen wir auf diese Weise die zierliche Jana Valášková kennen, als Page Oskar in „Maskenball" – ein vielversprechendes Soprantalent, heißt es, gestern kam sie von einer Konzertreise durch China zurück – und die bildhübsche, dunkeläugige Ida Kirilová in der Rolle der Zigeunerin Ulrika. Eigentlich hat sie einen freien Tag, doch für uns ist sie ins Theater gekommen, und für den Fotografen schlüpft sie sogar ins Kostüm und macht Maske. Allüren, scheint es, kennt hier keiner. Die Kirilová singt seit elf Jahren am Nationaltheater, nennt ihre schönsten Rollen

Hörprobe – Die Brüder Miroslav und Pavol Dvorský (links)

Kost-proben

Notizen einer Stippvisite im Slowakischen Nationaltheater für Oper und Ballett

Amneris, Cherubin, Dorabella und die schwersten Prinzessin Eboli und die Kontschakowa in „Fürst Igor“, die aufregendste war die Amneris in Wien, als sie in „Aida“ für Jelena Obraszowa einspringen mußte. „Unser Theater ist familiär klein, unser Ensemble hält zusammen, das Klima ist kameradschaftlich offen. Wir haben viele gute Sänger, um die man uns in Wien beneidet“, sagt sie lächelnd. In Bratislava gäbe es moderne und konservative Aufführungen, doch vor der Regieleistung stünde immer die stimmliche Leistung. Sie freue sich auf das Gastspiel in der DDR und denke, daß mit einer nationalen und einer italienischen Oper sich das Slowakische Nationaltheater echt repräsentieren werde. Wir bedanken uns, da hebt im Raum nebenan eine stimmgewaltige Probe an...

„Die Dvorskýs“, erklärt unser freundlicher Begleiter, „wir haben nämlich drei, und die sind Brüder!“ Reporterglück. Wir sitzen zwei sportlichen, liebenswürdigen jungen Männern gegenüber. Miroslav, 28, Pavol, 34, Tenor und Bariton, beide Solisten. Natürlich sehen sie in

Für den Fotografen ins Kostüm – die Sängerin Ida Kirilová

„Peter, dem Großen“ ihr Vorbild, sie haben es nicht leicht neben ihm, und doch – „es ist ein schönes Gefühl, wenn wir drei gemeinsam auf der Bühne stehen, zum Beispiel in ‚Tosca‘.“ Wie Peter Dvorský hat Miroslav eine Zeitlang an der Mailänder Scala studiert, Pavol hat im Chor begonnen und kam über ein Engagement in Banská-Bystricá, nach Bratislava zurück. Ehe sie sich der Musik verschrieben, lernte der Jüngere an einer Maschinenbaufachschule, der Ältere studierte Ökonomie, nur Peter besuchte bereits als Fünfzehnjähriger das Konservatorium. „Daheim sind wir fünf! Aber Vendolin und Jaroslav singen nur, wenn wir Vaters Geburtstag feiern. Wir sind mit Musik aufgewachsen, Vater spielt Geige, von Beruf war er stellvertretender Direktor der Schuhfabrik Partizanka, und Mama ist Verkäuferin gewesen.“ Beide sind Rentner und sehr stolz auf die Buben. Miroslav und Pavol Dvorský werden im Mai zum ersten Mal bei uns auftreten.

Am letzten Abend strahlen uns dann doch noch die Kronleuchter im Nationaltheater, wohinein man sich festlich-elegant gekleidet begibt, auch die jungen Leute. Der Saal, prunkvoll in Weiß, Rot und Gold gehalten, wirkt trotzdem intim, drei Ränge ringsum sind in Logen geteilt, die samtbezogenen Sessel breit und bequem. Wir sehen das dramatische Ballett „Othello“ nach der Musik des sowjetischen Komponisten Alexej Madschawariani in der Choreographie Jozef Sabovčiks, eine schöne, hinreißend temperamentvoll getanzte Aufführung, in der Alena Macháčovás zarte Desdemona uns besonders bezauberte. Kostproben aus Bratislava, die Appetit machen.

Ursula Weil (Text)
Lothar Willmann (Fotos)

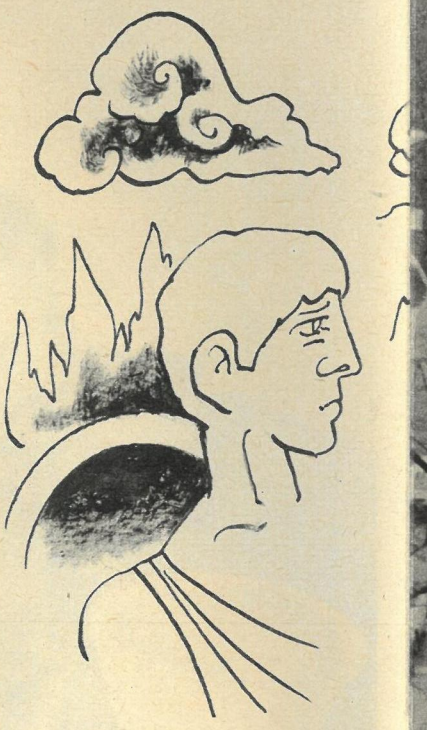
Manche steh'n auf bunten Beinen

Im Sommer macht er sich einen Bunten. Nicht, daß er von Juni bis September auf der faulen Haut liegen will; da fehlt ihm das nötige Phlegma, und zu tun hat er ohnehin genug. Sein Programm dürfte lebensfüllend sein: Jegor Saizew, junger Gestalter am Moskauer Haus der Mode, will den Männern in Sachen Anzug auf die Sprünge helfen. Als einer, der sich auch gewandt in der Kostümgeschichte bewegt, weiß er, welche Positionen seinesgleichen in den vergangenen Jahrhunderten nach und nach aufgegeben hat. Mode w a r einmal die Domäne der Männer. Das hat sich gegeben; jetzt machen sie noch welche – für Frauen. Unterdessen ist ein gewisser Nachholebedarf als Problemchen weltweit erkannt worden. Schon haben die Männer etliches an Boden gutgemacht, man sieht es auf Laufstegen und auf Straßen. Jegor Saizew aber will sich seiner Sache ganz sicher sein. Er fängt vorn an – bei der Jugendmode. Seit er – selbst noch immer

jung genug, die eigenen Modelle tragen zu können – sein Studium beendet hat, nimmt er sich im Haus der Mode der Bekleidung für junge Männer an. Er setzt nicht auf noble Zurückhaltung und Eleganz, sondern auf Sportlichkeit, Funktion, Komfort. Und in seiner Sommerkollektion auf Farben (was man auf diesen Schwarz-Weiß-Seiten leider nicht sehen kann): Hellblau, violett, orange, gelb und rostrot sind die Trenchcoats und Hosen auf unserem großen Foto, weiß-rot-gelb die Freizeitanzüge auf dem kleinen Bild. Jegor Saizew geht souverän, aber unbekümmert mit Farben um, da kann es schon mal vorkommen, daß sich ein linkes Hosenbein in Gelb und das rechte in Weiß präsentiert. Läßt er sich hin und wieder zu „richtigen" Anzügen mit Krawatte hinreißen, sind immerhin die Details sportlich und das Material ungewöhnlich: metallisch glänzendes Leder.

Constanze Treuber (Text)
Slawa Saizew (Fotos)

Vytautė Žilinskaitė, Jahrgang 1930, studierte Journalistik, arbeitete 12 Jahre als Redakteur einer Jugendzeitschrift und lebt seit 1966 als freischaffende Schriftstellerin in Vilnius. Sie debütierte mit Gedichten, schreibt jetzt aber vornehmlich Satiren, Humoresken, Feuilletons und Kinderbücher. Inzwischen sind zehn ihrer Sammelbände in Vilnius, fünf in Moskau erschienen, und es gibt Veröffentlichungen in der ČSSR, Bulgarien, den USA und in Japan. Die Autorin erhielt den Litauischen Staatspreis für Literatur und den Preis der „Literaturnaja gaseta". In der DDR sind bisher der Humoreskenband „Der Himmelblaue Maikäfer" und das Kinderbuch „Das Gespenst unter dem Stuhl" verlegt worden.



Die Rückkehr des Prometheus

Vytautė Žilinskaitė

Durch herbstliches Land eilt, von seinen Ketten befreit, Prometheus. Sehen Sie nur: Unter seinen Rippen blutet noch die Leber, die der Adler des Zeus zerfleischt hat; an den Handgelenken und an den Fußknöcheln hängt die Haut in Fetzen, sie wurde von den schweren Ketten abgescheuert; jede Berührung des groben Schaffells brennt wie Feuer auf der Wunde von dem Speer, mit dem er an eine Granitwand im Kaukasus genagelt worden war. Aber das sind jetzt Lappalien. Die Wunden werden heilen, von den unerträglichen Qualen wird nur Erinnerung bleiben, das Feuer aber – das vom Olymp geraubte Feuer – wird den Menschen ewig dienen, ihnen Wärme, Licht und Stärke geben. Deshalb – was Wunder? Kaum hatte Herakles die Ketten zerschlagen, da strebte Prometheus mit letzten Kräften nach unten in die Täler – zu denen, um deretwillen er nicht gefürchtet hatte, Zorn und Strafe der Götter auf sich zu ziehen.

Da entdeckten des Titanen Augen auf der Erde einen blinkenden Lichtpunkt und einen dunklen Rauchstreifen, der von dort zum Himmel steigt: ist es wirklich ein Feuer? Obwohl der Titan in den langen Jahren der Bewegungslosigkeit fast das Laufen verlernt hat, beschleunigt er mit zusammengebissenen Zähnen seinen Schritt, das Herz wummert in der Brust wie ein Stein beim Bergsturz. Da!... Da ist es, das Bild, genau das Bild, das ihm in quälenden Visionen vor Augen stand, das ihm Kraft gab, das ihn nicht ganz am Boden der Hoffnungslosigkeit umkommen ließ: Um ein loderndes Feuer sitzen bärtige Männer, wirtschaften langhaarige Frauen, toben Kinder und wispern ehrwürdige Greise. O, man muß nicht einmal besonders scharfsinnig sein, um zu begreifen: Das sind nicht mehr die finsteren, eingeschüchterten Wesen, denen er damals, vor undenklichen Zeiten, mit großer Mühe das in der Schmiede des Hephaistes gestohlene Feuer aufgedrängt hat... Prometheus lächelt sogar, als er daran denkt, mit welcher Halsstarrigkeit und welchem Argwohn sie den mitgebrachten lodernden Feuerbrand zurückwiesen, wie sie ihn ins Wasser werfen wollten, auspusten, austreten, mit Knüppeln ausschlagen wollten... Schließlich griffen sie sogar zur List, einer naiven, durchschaubaren List: „Weißt du was, Titan? Geh lieber zu dem anderen Stamm, dort drüben, hinter dem Buchenwald dort. Sie wünschen sich sehnlichst, daß ihnen jemand eine brennende, blitzende Zunge schenkt, also beeil dich, bevor sie an einen anderen Ort ziehen." Diese Worte brummend, stupsten und schoben ihn die Leute weg. Was soll's, alles Neue, Unbekannte weckt Argwohn, sogar bei den Göttern, was will man da von dunklen, schwachen Sterblichen?... Zum Glück war der Titan stärker als sie alle zusammen, außerdem war die brennende Fackel in seiner Hand eine ausgezeichnete Waffe. Er nahm den aufdringlichsten der Verfolger am Schlafittchen, hob ihn hoch, versengte ihm ein bißchen den Hintern und überzeugte den Vorwitzigen damit leicht von der Richtigkeit seines Tuns. Er zwang die Leute, ein Feuer zu entfachen, Fleisch zu braten und es zu essen. Außerdem führte er ein paar der Männer zum Sumpf, lehrte sie, Erz zu finden, zu schmelzen und dann das Eisen zu schmieden und daraus Beile, Pflugschare, Sicheln und Schwerter zu machen (und nun, schau her, haben sie sich sogar Kupferschmuck gefertigt!)... Ja, ja, heute sieht jeder: die Menschen sind eine Macht! Man muß nur einen Blick auf das Rudel hungriger Wölfe werfen, das sich am Waldrand versammelt hat und gierig die Gerüche von gerade abgezogenem Fleisch einatmet, aber ängstlich auf das Feuer und die furchtgebietenden Speere äugt. Ja, das Feuer hat vollbracht, was Prometheus sich ausgerechnet hatte, weshalb er sich auf den Kampf mit Zeus eingelassen hatte: Die Menschen waren eine Macht geworden, vielleicht sogar eine Macht, mit der die Götter selbst würden rechnen müssen. Ja, ja! Sie sind in der Tat nicht mehr die hilflosen Wesen, die er, Prometheus, mit Gewalt vorm Untergang gerettet hat, vor der Dunkelheit und der kalten Gleichgültigkeit des Olymp...

Der Titan versteckt sich hinter dem Stamm eines in der Nähe des Feuers wachsenden Eukalyptusbaumes und verschlingt von dort aus seine Geschöpfe mit den Augen. Schau an! Wie sie die Glut zu einem Haufen zusammengescharrt haben, wie sie das ausgeweidete Wildschwein damit zugeschüttet haben... Dampfwolken steigen auf... über die Lichtung wabern so appetitliche Gerüche, daß die Wölfe wehmütig zu heulen anfangen... Solange das Fleisch brät, tanzen Männer, Frauen und Kinder rings um das Feuer (sieh an, sie haben schon Rituale erfunden!)... dann scharren sie die Glut auseinander... ziehen das Wildschwein heraus... zerlegen es... und... der Titan wagt kaum seinen Ohren zu trauen:

„Wir preisen dich, o Prometheus, für das Feuer, das du uns gebracht hast, für deine große Gabe. So nimm denn du, o gottgleicher Freund der Menschen, unsere Liebe, unsere Dankbarkeit und unser Opfer entgegen... Bei diesen Worten wirft ihr Führer oder Priester eine ganze Wildschweinkeule in das Feuer!

Der Rauch trübt des Titanen Augen: Er, der keine Träne geweint hatte, als der scharfschnabelige Adler seine Leber zerfleischte, weint jetzt wie ein kleines Kind, und die salzigen Tränen ätzen die ohnehin brennenden Wunden – aber das sind Lappalien im Vergleich zu der Freude, die er gerade empfunden hat! Ach, wenn sie wüßten, diese feinen, Guttaten nicht vergessenden Menschen, Menschen seines Feuers, wenn sie wüßten, daß wenige Schritte neben ihnen...

„He! Wer ist da?"

Sicher haben sie sein Schniefen gehört... Der Titan hält den Atem an und drückt sich mit dem ganzen Körper gegen den dicken Baumstamm.

„He, du, komm im guten vor, sonst..."

Die Baumrinde streifend, fällt dicht neben ihm ein Pfeil mit einer scharfen Eisenspitze nieder. Es ist sinnlos, ja gefährlich, sich versteckt zu halten. Der Titan wischt sich eilig mit einem Eukalyptusblatt die Tränen ab und kommt aus seinem Versteck hervor:

„Ich grüße euch, meine Kinder!"

„Sei gegrüßt." Sie mustern erstaunt den Fremdling.

„Ihr habt nichts dagegen, wenn ich mich ans... Feuer setze?" Sie rükken schweigend auseinander und schielen mißgelaunt zu dem ungebetenen Gast – den muß ein böser Geist gerade zum Abendbrot hierher getrieben haben!

„Wer bist du?" fragt streng der Priester.

„Ich?"

Jäh bückt sich Prometheus zum Feuer und zieht den Opferschinken heraus. Er kratzt die angebrannte Kruste ab unf führt ihn zum Mund. Die Anwesenden sind wie vom Donner gerührt – er wagt doch nicht etwa?!...

„Was tut er?! Frevler!" schreien gleichzeitig ein paar Frauen.

„Untersteh dich!" Der Priester nimmt ihm gebieterisch die Keule weg und wirft sie zurück ins Feuer.

„Unglücklicher, du hast ein Heiligtum besudelt! Weißt du etwa nicht, daß dies ein Opfer für den großen Prometheus ist, der uns das Feuer geschenkt hat? Für diesen Frevel wirst du selber im Feuer verbrannt! Zum Ruhme des Prometheus!“

O großer langersehnter Augenblick:

„Aber ich bin ja Prometheus!“

Totenstille.

„Der, für den ihr dieses Opfer bestimmt habt.“

Er schlägt das Schaffell von der Brust zurück:

„Hier meine Wunden.“

Er neigt den Kopf.

„Um euretwillen.“

Wie einfach, sauber und schön das ist – so, genauso hatte er es sich in quälenden Visionen vorgestellt, als er, an den Felsen geschmiedet, vor unmenschlicher Pein das Bewußtsein verlor. Alles war wie in seinen Traumbildern dort: die Menschen standen wie versteinert. Erwachsene und Kinder wenden kein Auge von ihm. In ihren Augen brennt der Widerschein seines Feuers. Sie können sich nicht sattsehen an seinem stolz erhobenen Kopf, den majestätischen Gesten, dem geronnenen Blut auf den schrecklichen Wunden, dem alten Schafsfell, dem gerührten Lächeln, den von Tränen geschwollenen Lidern… Eine der Frauen wischt sich schon die Augen, eine andere legt Wegerich auf seine Wunden, eine dritte schiebt Glut näher zu seinen Füßen…

„Sowie meine Ketten gefallen waren,“ gesteht Prometheus, „bin ich gleich zu euch.“

„Zu uns?“ fragt der Priester zurück, als hätte er schlecht gehört.

„Ja. Unverzüglich.“

Prometheus streckt seine mit Wunden bedeckten Hände zum Feuer aus, als würde er es segnen.“

„Es brennt… wie herrlich es brennt!“

Ihm flimmern die Augen vom Feuer, die Wärme taut die müden Glieder förmlich auf, und eine angenehme Benommenheit breitet sich in seinem Körper aus, der Kopf sinkt langsam auf die Brust; nach den durchlittenen Qualen, der seelischen Erschütterung, dem beschwerlichen Weg kommt endlich die langersehnte Ruhe. Betrachten Sie es recht: Kann es ein schöneres und bedeutenderes Bild geben – neben dem lodernden Feuer schläft der Mann, der es den Menschen gebracht hat, schläft Prometheus selbst…

Als der Titan aber aufwacht, sieht er sauber abgenagte Wildschweinknochen und um ihn herum sitzende Männer. Sie schauen ihren Gast mit wachsender Ungeduld an und können kaum erwarten, daß er endlich wieder zu sich kommt. Aber da räkelt er sich auch schon… stöhnt, weil er offenbar an eine Wunde gekommen ist… setzt sich auf… guckt sich schlaftrunken um… weiß nicht gleich, wo er ist… sieht das schwelende Feuer, sein Gesicht erhellt sich…

„Schon wach, Prometheus?“

„Ich bin wach, meine Kinder.“ Der Titan lächelt zärtlich: Still um ihn herum sitzend, haben sie seinen Schlaf, seine Ruhe bewacht! „Gut, daß du wach bist, denn wir haben, während du geschlafen hast, Rat gehalten und beschlossen…“

(Kaum zu glauben, sie haben auch schon gelernt, am Feuer Rat zu halten!)

„Und was habt ihr denn beschlossen, meine Kinder?“

„Wir haben beschlossen, dir eine sehr gute Botschaft mitzuteilen.“

„Ich höre, meine Kinder.“ Mit väterlichem Blick streift er ihre zusammengesteckten Köpfe.

„Uns fehlen die Worte, o großer Prometheus,“ beginnt der Priester und nimmt dabei eine feierliche Pose ein, „um auszudrücken, wie stolz und froh wir sind, daß du direkt vom Felsen deiner Qualen ausgerechnet zu uns gekommen bist und unseren Stamm dadurch auf ewig verherrlicht hast…“

Der Titan schüttelt kaum merklich den Kopf, als wollte er sagen: wozu die Lobpreisungen, wozu diese großen Worte, meine Kinder? Und doch ist ihm nach den langen Jahren der Erniedrigungen solche Hochachtung wie Balsam auf die Wunden.

„Wir schwören, daß wir in alle Ewigkeiten deine Wohltat nicht vergessen werden und dich von nun an noch eifriger verehren, dir noch größere Opfer bringen werden…“

Die Augen des Titanen suchen unwillkürlich den aus der aschigen Glut herausragenden Knochen mit den verbrannten Fleischresten; ihm fällt ein, daß er noch keinen Bissen zwischen den Zähnen hatte, und das Wasser läuft ihm im Munde zusammen.

„Zum Zeichen großer Dankbarkeit wollten wir dich zu unserem Oberpriester und Stammesführer wählen…“

„Ich bitte euch…“ Der Titan weicht vor Erstaunen zurück.

„Bestreite es nicht!“ widerspricht streng der Priester. „Wozu wärst du sonst zu uns gekommen?“ Er durchbohrt den Gast mit den Augen. „Du hast das Feuer gebracht, wem, wenn nicht dir, kommt es zu, den Stamm zu regieren, dessen Angehörige auf ewig deine Schuldner sind? Ist es nicht außerdem ein riesiges Glück für den Stamm, wenn sein Führer und Priester ein Halbgott ist?… Dennoch…“ „Ja! Natürlich! Sehr wahr!“ hört man begeisterte Ausrufe aus der in einiger Entfernung stehenden Menge, aber der Priester bringt die Schreier schnell zum Schweigen, indem er ihnen einen strengen Blick zuwirft.

‚Also das ist die Botschaft, die er mir mitteilen wollte! Also darüber haben sie beraten, während ich schlief…‘ Der Titan fühlt wieder, wie ihm die Tränen hochsteigen. ‚Meine Kinder… die dankbaren… naiven Kinder…‘

„Dennoch?“ Der Titan versucht, seine Bewegung hinter einem zaghaften Lächeln zu verbergen.

„…dennoch lebt dort hinter jenem Buchenwald ein Stamm, der leider dieser Ehre würdiger ist als wir. Schweren Herzens fühlen wir uns genötigt, dich ihnen abzutreten. Vielleicht hast du es vergessen, aber ihnen hast du schließlich das Feuer zuerst gebracht. Und erst von ihnen haben wir es… Deshalb haben sie das unbestreitbare Recht, sich dir als erste dankbar zu erweisen!“ „Das heißt…“ „Das heißt,“ nimmt ein junger, aber offenbar sehr redegewandter Gehilfe des Priesters das Wort, „das heißt, begib dich, ohne unnütz Zeit zu verlieren, zu jenem Stamm, erkläre den Leuten, wer du bist, und sie werden dich mit offenen Armen aufnehmen. Jedes Wort von dir wird für sie Gesetz sein!“

„Aber…“

„Kein ‚aber‘. Beeil dich! Es wird bald dunkel, du mußt auf der Hut sein, daß dich die Wölfe nicht zerfleischen…“

Jemand nimmt ihn dienstfertig beim Ellenbogen, jemand stößt ihn leicht in den Rücken, jemand zeigt mit dem Finger zu dem Wald hin…

Plötzlich geht Prometheus ein Licht auf, ihm ist, als erwache er aus einem süßen Traum, er schäumt vor Wut: ach, diese Unverschämten! Wie können sie es wagen! Gleich wird er den Priester am Schlafittchen nehmen – wie damals jenen Stammesführer – und ihm den Hintern über der heißen Glut versengen… Aber der Priester scheint seine Gedanken zu erraten, denn er und seine Gehilfen werfen ganz unzweideutige Blicke auf ihre aus Eisen geschmiedeten Speere und Schwerter: Versuch du, uns auch nur mit dem Finger anzurühren!… Wir sind nicht mehr die eingeschüchterten und hilflosen Geschöpfe, von denen die alten Männer am Feuer erzählen, wir sind jetzt – wie du selbst siehst – eine Macht, mit uns müssen heute sogar die Götter rechnen!…

Und da der Titan immer noch dasteht, als hätte er Wurzeln geschlagen, zieht der junge Schönredner aus der Asche geschickt einen rauchenden Feuerbrand – die nämliche geopferte Wildschweinkeule – und hält ihn dem Titanen unter die Nase. Prometheus weicht instinktiv zurück und macht sich widerspruchslos auf den Weg zum Buchenwald…

Nein, nein, jetzt sollten Sie nicht zu ihm hingucken: Er schleppt sich wie ein geprügelter Hund, die Augen am Boden, den Kopf gesenkt, mit krummem Rücken. Und das ist

Fortsetzung auf Seite 41.

Illustration: Reiner Schwalme

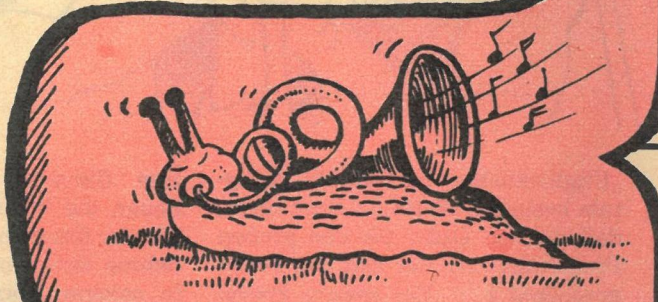
Garbe

Aufforderung zum Trompeteblasen

Ist dir säuerlich zumute,
blöd und dumpf im Kopfe drin,
fehlts an Hoffnung unterm Hute,
dann steck deines Sohnes Tute,
diese kleine, blaue, gute
Plasttrompete in die Schnute:
Blase, blase vor dich hin!
Denk dabei, du wärst dein Söhnchen,
sieh die Welt, wie Fritz sie sieht,
blas verwegen ein Milliönchen
frischer, frecher, froher Tönchen,
blas, als trüg der Tag ein Krönchen
aus Rapunz und Tausendschönchen,
blas ein krummes, grünes Lied.
Hast du dich erst eingeblasen,
stellst du mit Erstaunen fest,
daß auf dieses Sternen Rasen
nicht nur alte Ochsen grasen
mit gekränkten Hängenasen,
sondern auch noch Osterhasen,
was dich wieder hoffen läßt!

Johannes Conrad

Er ist nur ein Trompeter, und doch bin ich ihm gut.
V. Scheffel



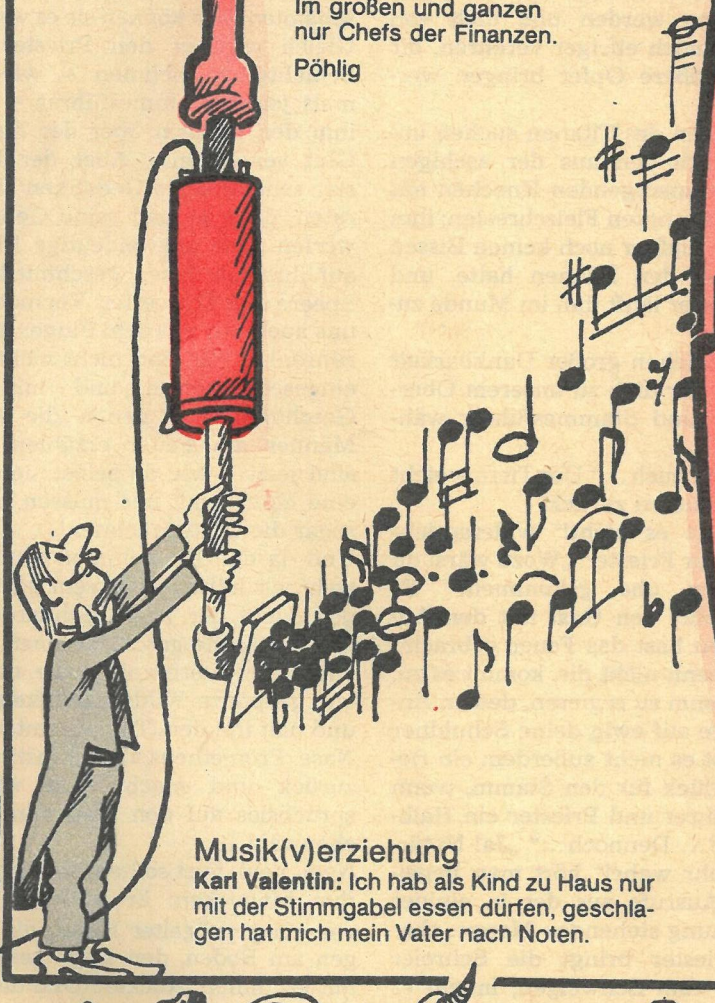
Blasius, der Hausmusikschneck von Schlegel

Ist die Musik nur Spiel und Scherz,
nur Scherz und Spiel,
bewegt zum Guten
sie nicht unser böses Herz:
Dann ist Musik nicht viel!

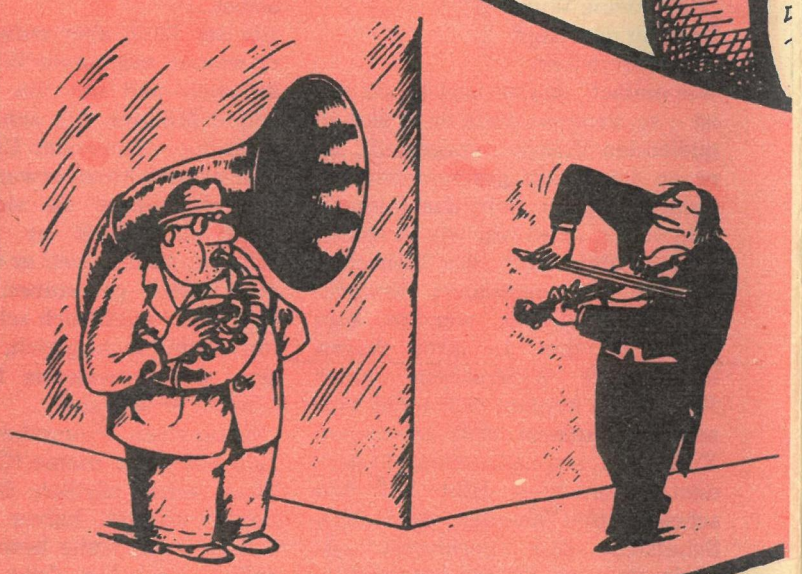
Gleim

Streicher
Blasmusik streichen?
Wer könnte dergleichen?
Im großen und ganzen
nur Chefs der Finanzen.

Pöhlig



Kosobukin, Kiew



Musik(v)erziehung
Karl Valentin: Ich hab als Kind zu Haus nur mit der Stimmgabel essen dürfen, geschlagen hat mich mein Vater nach Noten.

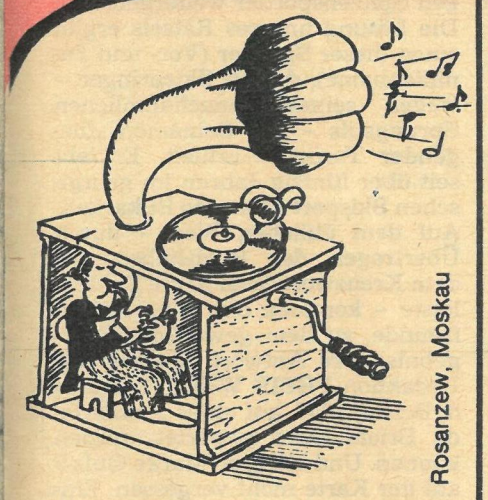
Wer für gemeine Ohren Musik macht, macht gemeine Musik.
Lion Feuchtwanger

Wassili Makartumjan

Taktlos

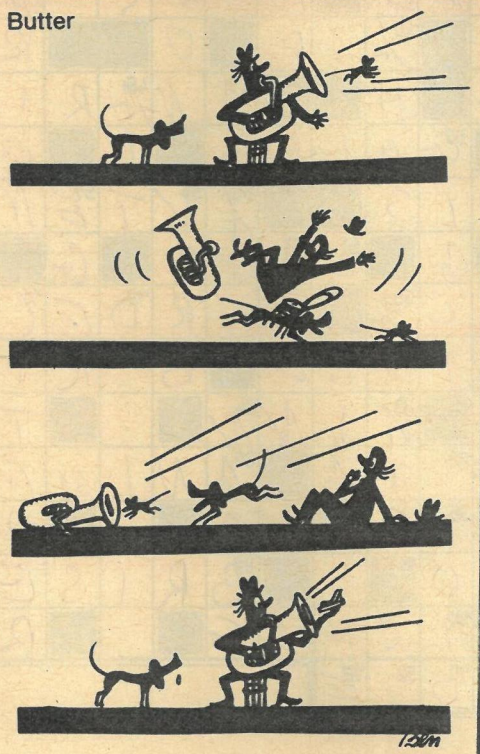
Nikolai Strutschkow ist dafür bekannt, daß er sich bei Freunden und Bekannten in regelmäßigen Abständen selbst einlädt. Gewöhnlich

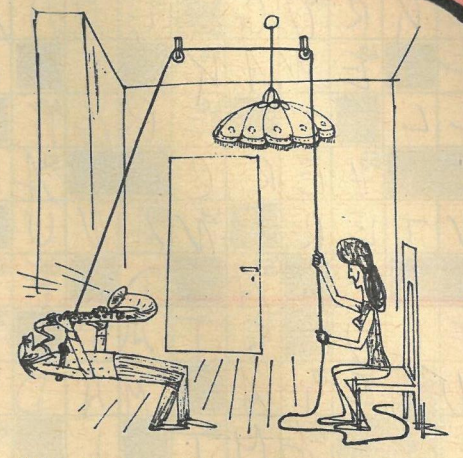
Drei rechte Musikanten blasen in einer Nacht zehn Jungfern untern Rasen.



Rosanzew, Moskau

Butter



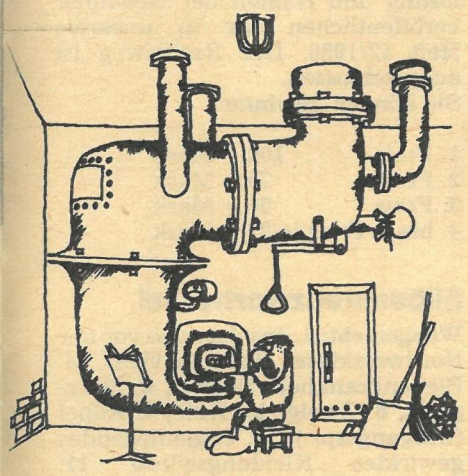


Büttner

Wie still es wohl auf der Welt wäre, wenn die Menschen nur täten, was sie beherrschen.

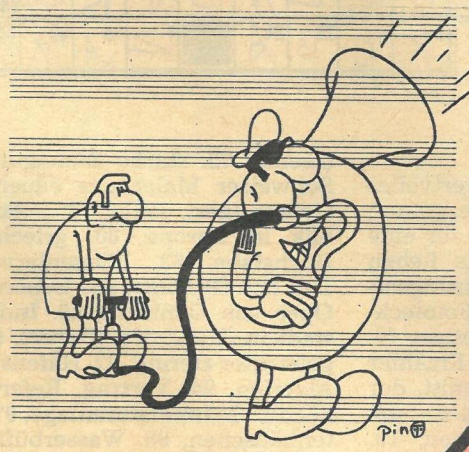
Was ist die Neunte Symphonie neben einem Gassenhauer, den ein Leierkasten und eine Erinnerung spielen!

Karl Kraus



Nekrassow, Moskau

Soldatow, Moskau



Fuglewicz, Wroclaw

Kommt ein Husten, kannst nicht pusten!

Maistrenko, Leningrad

Heiße Musik

„Herr Nachbar, würden Sie mir heute abend Ihre Trompete ausleihen?" „Ach, Sie wollen darauf spielen lernen?" „Das nicht. Aber ich möchte einmal in Ruhe schlafen!"

2 Wochenspruch

Einbläsereien sind des Teufels Redekunst.

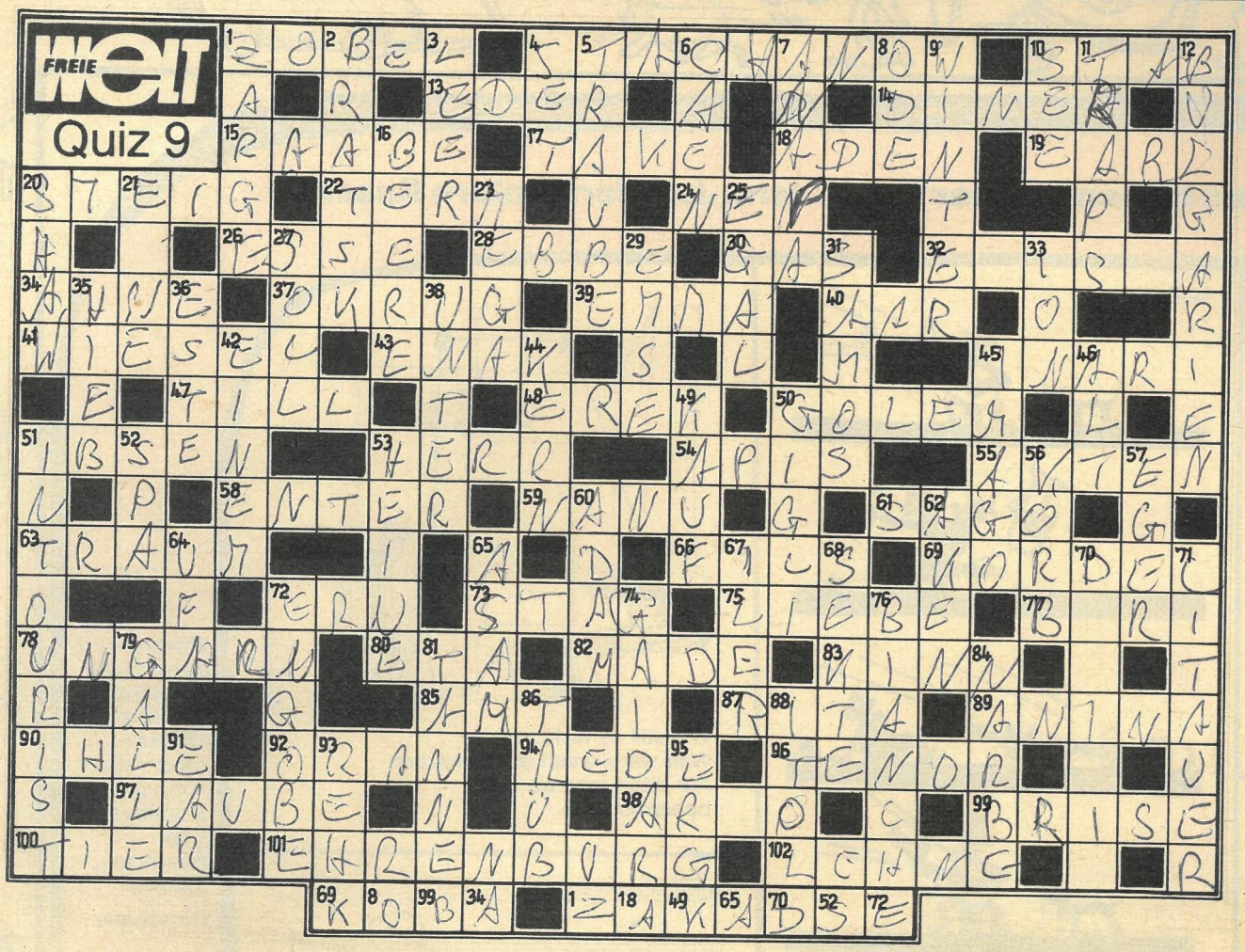
Goethe

stellt er sich gleich nach Feierabend ein, zu einem Zeitpunkt also, da die Hausfrau den Tisch deckt. Bei seinem Eintritt entschuldigt er sich bei der jeweils ausgewählten Familie zunächst umständlich für sein Erscheinen. Entsetzlich ausgehungert – weder das Frühstücksangebot der Kantine noch der Speisezettel der Werkküche erregen je sein Interesse – geht er dann an der fremden, meist reichlich gedeckten Tafel äußerst zielstrebig zu Werke. Nur selten läßt er sich dazu bewegen, etwa durch Erzählen einer kleinen Anekdote seine Mahlzeit zu unterbrechen. Nach dem Essen bittet er die Hausfrau meist um eine Tasse Tee, die er während der Nachrichtensendung des Fernsehens zu sich nimmt. Sodann begibt sich Nikolai mit dem Hausherrn ins Nebenzimmer und macht es sich im einzigen Sessel bequem. Wenn der Herr des Hauses schachkundig ist, wird er mit seinem Gast bis Mitternacht vor dem Brett sitzen. Um seine Dankbarkeit für die erwiesene Gastfreundschaft zu dokumentieren, verliert er gern ein, zwei Partien. Kann der Hausherr aber nicht Schach spielen, dann bestimmt Nikolai das Fernsehprogramm bis zum Sendeschluß. Während die Hausfrau seinen Aufbruch herbeisehnt, verbringt er einige höchst angenehme Stunden, verabschiedet sich dann ehrerbietig und verspricht, in der nächsten Zeit unbedingt mal wieder auf ein paar Minuten vorbeizuschauen. Das wird allerdings frühestens in zwei Wochen geschehen, denn solange braucht er, um alle Freunde und Bekannten abzugrasen. Diese ungewöhnliche Kontaktfreudigkeit Nikolai Strutschkows basiert auf einer ganz konkreten buchhalterischen Festlegung: „In zehn Jahren kaufe ich mir ein Auto!"

Aus dem Russischen von Dieter Höhne

Heut' gehen auf den Schmetterball:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber
(Redaktion)
und Martin Kotsch
(Grafik).

★ RÄTSEL/QUIZ



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. sehr wertvolles Pelztier, 4. sowjetischer Bergmann und Neuerer (gest. 1977), der eine Wettbewerbsbewegung ins Leben rief, 10. militärisches Führungsorgan, 13. österreichischer Fototechniker (gest. 1944), 14. Festessen, 15. humanistischer deutscher Erzähler (gest. 1910), 17. Filmabschnitt, der eine Dialogeinheit bildet, 18. Hauptstadt der VDR Jemen, 19. englischer Adelstitel, 20. schmaler, steiler Weg, 22. Glied einer mathematischen Formel, 24. Fußballstadion in Budapest, 26. Rauchfang, 28. eine der Gezeiten, 30. Brennstoff, 32. Hauptstadt der Kalmykischen ASSR, 34. weiblicher Vorfahr, 37. Verwaltungseinheit in der Sowjetunion, 39. Steppenfluß in der Kasachischen SSR, 40. Wappentier, 41. Marderart, 43. Vater eines sagenhaften Riesengeschlechts, 45. See in Finnland, 47. Vorname eines Volksnarren, 48. Ritter der Artus-Tafelrunde, 50. belebte Tonfigur (jüd. Sage), 51. norwegischer Dramatiker (gest. 1906), u. a. „Nora oder Ein Puppenheim“, 53. männliche Anrede, 54. heiliger Stier der alten Ägypter, 55. Schriftstücksammlungen, 58. einjähriges Fohlen (norddt.), 59. Begleitband von Frank Schöbel, 61. gekörntes Stärkemehl, 63. Schlaferscheinung, 66. Münzeinheit in Irak, 69. Posamentenschnur, 72. Hausflur, 73. Drahtseil zum Befestigen von Masten (seem.), 75. starke Zuneigung, 77. Schweizer Maler des bäuerlichen Genres (gest. 1915), 78. Volksrepublik in Europa, 80. griechischer Buchstabe, 82. Fliegenlarve, 83. Teil des Gesichts, 85. Behörde, 87. Oper von Donizetti, 89. Industriestadt in Rumänien (Banat), 90. abgelaichter Hering, 92. Hafenstadt in Algerien, 94. Vortrag, Referat, 96. höchste Männerstimmlage, 97. Gartenhäuschen, 98. Wasserbüffel, 99. gleichmäßig wehender Seewind mittlerer Stärke, 100. Lebewesen, 101. russisch-sowjetischer Schriftsteller (gest. 1967), u. a. „Die neunte Woge“, 102. Berghang (österr.).

Senkrecht: 1. Einfassungsrahmen bei Tür- und Fensteröffnungen, 2. Stadt an der Angara (Wasserkraftwerk), 3. inhaltslos, 4. Satz, 5. Blütenstand, 6. Stadt im Norden Frankreichs (Verwaltungszentrum), 7. Schwarzmeerkurort der Sowjetunion, 8. feierliches Gedicht, 9. Jahreszeit, 10. Gewässer, 11. Geruchsverschluß, 12. Volksrepublik in Europa, 16. Strauchfrucht, 20. englisch-irischer Dramatiker (gest. 1950), u. a. „Die heilige Johanna“, 21. Name eines Sees in Nordirland, 23. Vorsatz bei Einheiten, 25. gleich, 27. Planziel, 29. Ameise, 31. griechische Weinsorte, 33. elektrisch geladenes Masseteilchen, 35. starker Schlag, 36. Angehöriger eines Volkes in der Sowjetunion, 38. Spielkarte im deutschen Blatt, 42. österreichischer Opernkomponist (geb. 1918), u. a. „Dantons Tod“, 44. Fruchtinneres, 45. das vollkommen ausgebildete Insekt, 46. Frauenstimmlage, 49. Erwerb, Anschaffung, 50. gefeierter italienischer Bühnen- und Filmsänger (gest. 1957), 51. Reisebüro der Sowjetunion, 52. Badeort in Belgien, 53. Dichter (gest. 1856), u. a. „Deutschland. Ein Wintermärchen“, 56. geflochtener Behälter, 57. Stadt im Norden Ungarns, 60. Gestalt aus „Der zerbrochene Krug“, 62. Stadt an der Elbe, 64. Hauptstadt der Baschkirischen ASSR, 65. Künstlerfamilie, die Meisterwerke barocker Sakralkunst schuf, 67. Schabeisen der Kammacher, 68. von einer Religionsgemeinschaft abgesonderte Gruppe, 70. sowjetischer Biologe, Genetiker (geb. 1907), 71. Volk in der Sowjetunion, 72. keramische Gußmasse, 74. russisch-sowjetischer Schriftsteller (gefallen 1941), u. a. „Timur und sein Trupp“, 76. russisch-sowjetischer Kinderbuchautor (gest. 1959), u. a. „Mäuschen Pik“, 79. Absonderung der Leber, 81. Nadelbaum, 84. Wundmal, 86. Satz beim Wein und Bier, 88. Ruinenstadt in der Sowjetunion (an der Wolgamündung), 91. engl.: Ohr, 93. Wald- und Feldtier, 95. alte Einheit der Arbeit.

Die Wintersportsaison des diesjährigen Olympiajahres ist im wesentlichen abgeschlossen. Wieder trugen sich sowjetische Sportler mit hervorragenden Resultaten in die Ergebnislisten der verschiedensten Wettkämpfe ein. Bei den olympischen Winterspielen konnte die Mannschaft der UdSSR erneut den ersten Platz in der Medaillenwertung erringen. Großen Anteil daran haben auch Sportler, die den sowjetischen Leistungssport in den Wintersportarten begründeten und ihre reichen Erfahrungen an die heutigen Spitzensportler weitergeben.

Die Lösung unseres Rätsels ergibt einen dieser Sportler (Vor- und Familienname), der als Skispringer – wegen seines unnachahmlichen Sprungstils – den Beinamen „fliegender Torpedo“ erhielt. Er lebt seit über fünfzig Jahren im georgischen Skisport-Eldorado Bukariani.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 9 auf der Karte nicht vergessen. Einsendeschluß ist der 11. Mai 1988 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 12/1988. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

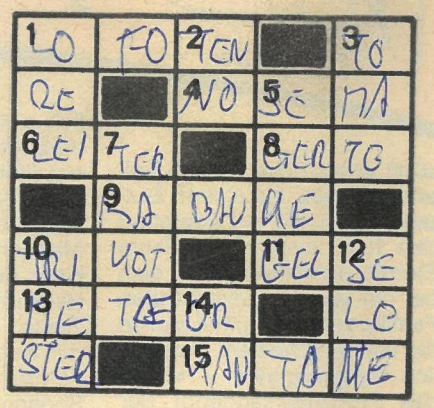
Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

Silbenkreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Inselgruppe vor der Nordwestküste Skandinaviens, 4. Bienenkrankheit, Seuche, 6. Steiggerät, 8. Zweiglein, Rute, 9. Rüpel (Umgangsspr.), 10. enganliegendes gewirktes Kleidungsstück, 11. Stechmücke (österr.), 13. Sternschnuppe, Feuerkugel, 15. Gedicht-, Liedform.

Senkrecht: 1. Rheinnixe (deutsch. Sage), 2. Titel des japanischen Kaisers, 3. Nachtschattengewächs, 5. Hitzemesser für Öfen der keramischen Industrie, 7. Gefäß oder Bildwerk der Kleinkunst aus gebranntem Ton, 10. Zeitraum von drei Monaten, 12. Mondgöttin (griech. Mythol.), 14. stärkster Wind.



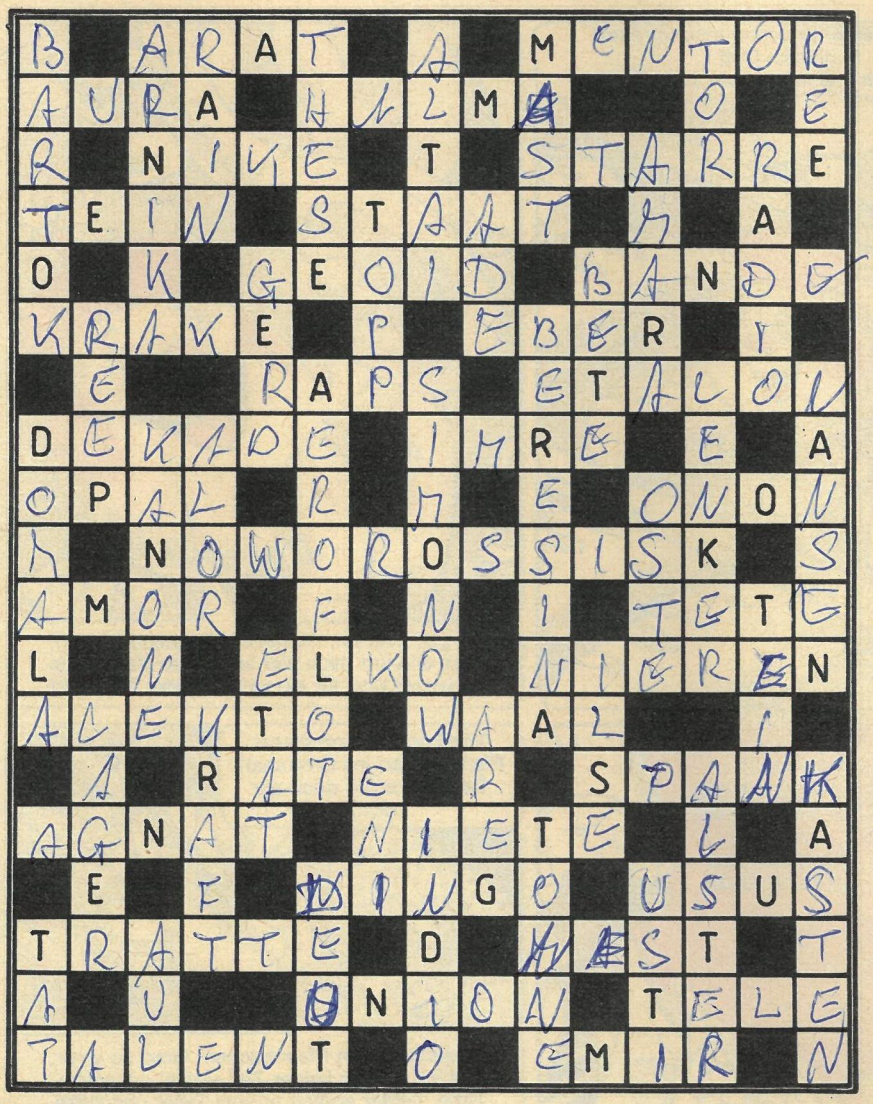
Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Leserforum: Ingrid Buchholz
Tel.: 2 44 27 07

Bild: Alfred Paszkowiak
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geltner, Volkmar Billeb,
Bernd Siegmund



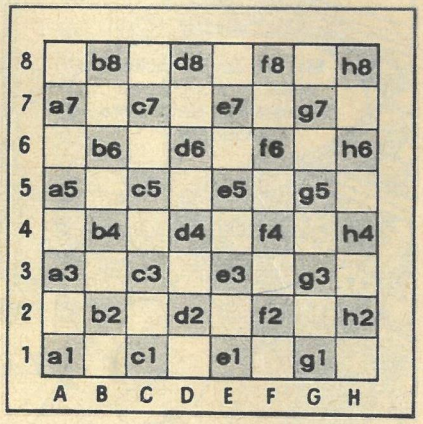
Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:
1. Gemüse- und Futterpflanze, 2. Tintenfisch, 3. Siedlung der Turkvölker, 4. ungarischer Komponist, Pianist und Volksmusikforscher (gest. 1945), 5. Heldenstadt der Sowjetunion in der Region Krasnodar (Nordkaukasien), 6. eine der Kleinen Sundainseln, 7. Sanddünenwüste, 8. Wohnungsnutzer, 9. Fotoobjektiv mit langer Brennweite (Kurzw.), 10. sowjetisches Luftverkehrsunternehmen, 11. große Tür, 12. Mündungsarm des Rheins, 13. Ölpflanze, 14. spanische Bezeichnung für die Indianer Mittel- und Südamerikas, 15. rechter Nebenfluß des Dnepr, 16. Koffein im Tee, 17. wissenschaftlich zu beweisende Behauptung, 18. mongolisch-sowjetischer Fluß, Quellfluß der Schilka, 19. Abschiedswort, 20. russisch-sowjetischer Schriftsteller (gest. 1979), u. a. „Der letzte Sommer", 21. Vereinigung, Zusammenschluß, 22. Verlauf der gekrümmten Schiffslinien (seem.), 23. Handlung, 24. intensives Fütterungsverfahren, 25. Zeitraum von zehn Tagen, 26. altgriechischer Dichter, 27. Depot, Vorrat, 28. Männername, 29. Trupenspitze (veraltet), 30. rechtwinkliger Behälter, 31. Bewegungslosigkeit, 32. australischer Wildhund, 33. Ackergrenze, 34. Vorsatz bei gesetzlichen Einheiten, 35. paarige Ausscheidungsorgane, 36. islamischer Fürstentitel, 37. Brettspiel, 38. ungarischer Männername, 39. Bittermittel, 40. Hafenstadt in Kamerun (Provinzzentrum), 41. verankertes Seezeichen, 42. Mustergewicht, Eichmaß, 43. gezogener Wechsel, 44. Seil, Tau (seem.), 45. norwegischer Polarforscher (gest. 1930), 46. japanischer Maler (13. Jh.), 47. Vogelbau, 48. Machtorgan der herrschenden Klasse, 49. Teilzahlungsbetrag, 50. Arzneipflanze, Bergwohlverleih, 51. Rundfunkempfänger, 52. Fluß aus dem Harz, 53. Stadt in der ČSSR (an der Elbe), 54. von einem Menschen ausgehende Wirkung, 55. Halbedelstein, 56. Stärke, Energie, 57. Wendekommando auf Segelschiffen, 58. Los ohne Gewinn, 59. Begrenzung des Billards, 60. besondere Fähigkeit, hohe Begabung, 61. Geschütz, 62. Hochgebirge in Zentralasien, 63. Staatshaushaltsplan, 64. männliches Haustier, 65. Teil des Fahrrades, 66. kleine niederländische Münze (18./19. Jh.), 67. Laubbaum, Ulme, 68. Liebesgott (röm. Mythol.), 69. Blutsverwandter väterlicherseits, 70. Gewohnheit, Sitte, 71. Siegesgöttin (griech. Mythol.), 72. Fluß zur Mündung der Elbe, 73. eine der drei Erinnyen (griech. Mythol.), 74. die durch Vermessung bestimmte Figur der Erde, 75. oberstes Ende eines Mastes (seem.), 76. Kurzwort für Elektrolytkondensator.

Damespiel (64)

Mit Rückwärtssprung

Der Abwechslung wegen, aber auch der wachsenden Beliebtheit des Damespiels (auf 64 und auf 100 Feldern) Rechnung tragend, wird FREIE WELT künftig außer den Schachbeiträgen hin und wieder auch Partien und Probleme im Damespiel veröffentlichen. Der heutige Auftakt ist insbesondere für Anfänger gedacht.
Beim Damespiel geht alles auf den dunklen Feldern vonstatten. Siehe die Felderbezeichnung auf dem Diagramm. Jeder Spieler besitzt 12 Steine. So ist die Grundstellung: Weiß – a1, c1, e1, g1, b2, d2, f2, h2, a3, c3, e3, g3; Schwarz – b8, d8, f8, h8, a7, c7, e7, g7, b6, d6, f6, h6. Die Steine ziehen (schräg) vorwärts auf unbesetzte Felder. Befindet sich vor einem eigenen Stein ein fremder und das Feld dahinter ist frei, springt der eigene über den gegnerischen Stein hinweg, setzt sich auf das freie Feld, und der geschlagene Stein wird vom Brett genommen. Das Springen beziehungsweise Schlagen geschieht vorwärts und rückwärts! Bei mehreren Schlagzügen hat der Spieler freie Wahl. Ein Stein, der die letzte Reihe erreicht, wird zur Dame. Die Dame beherrscht alle leeren Felder der betreffenden Diagonalen. Damen, die von einfachen Steinen (ähnlich wie diese untereinander) geschlagen werden, dürfen nicht über zwei oder mehrere hintereinander stehende Steine hinwegspringen. Die Dame schlägt fremde Steine und Damen, sofern die Felder davor und dahinter frei sind, auf jede Entfernung und begibt sich auf ein beliebiges hinter dem geschlagenen Stein befindliches freies Feld.



Um die Ecke gedacht

Gesucht wird ein Spielkartenseefahrer.

Gereimtes

Wird ein inneres Organ
mit starkem Brummen verbunden,
ist ein Hungergeräusch gefunden.

Auflösungen aus Heft 8/1988

Kreuzgitter. Waagerecht: Poltawa (49), Galilei (20), Rho (51), Neige (42), Sabine (53), Niobe (44), Ire (25), Alemán (2), Knut (29), Beil (7), Rif (52), Aden (1), Elli (16), Opa (46), Gare (19), Ente (17), Lem (31), Nabe (40), Nana (39), Uta (60), Dreh (11), Hieb (22), Reisen (50), Met (38), Kasus (27), Lisene (34), Stamm (56), Kai (26), Caracas (10), Magadan (36).
Senkrecht: Pensa (48), Loipe (35), Arena (5), Arno (6), Gose (21), Ili (23), Eger (12), Bonmot (8), Nitra (45), Inber (24), Bril (9), Elfe (15), Lido (32), Menge (37), Elend (14), Liebe (33), Penni (47), Ampere (3), Nehru (41), Unke (59), Turm (58), Lahti (30), area (4), Essig (18), Stand (57), Neman (43), Elea (13), Keks (28), Seim (54), Spa (55).

Magische Figur: 1. Raster, 2. area, 3. Seiten, 4. Tatort, 5. Renten, 6. Erle.

Magisches Quadrat: 1. Model, 2. Orade, 3. Davit, 4. Edikt, 5. Lette.

Vom Kern zum Wort: 1. Margerite, 2. Agitation, 3. Karausche, 4. Appenzell, 5. Redakteur, 6. Elektrode, 7. Neurologe, 8. Kartoffel, 9. Orchester – Makarenko.

Schräge Reihen. Von der Zahl nach rechts: 1. Ulk, 2. Talar, 3. Tiber, 4. Laser, 5. Tegel, 6. Legat, 7. Rigel, 8. Nebel, 9. Limes, 10. Tag.

Von der Zahl nach links: 3. Tau, 4. Lille, 5. Tabak, 6. Leser, 7. Reger, 8. Niger, 9. Legal, 10. Tibet, 11. Kamel, 12. Gel.

Geschütteltes: Kehrreim.

Um die Ecke gedacht: Sackgasse

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 6/Heft 6)

Waagerecht: 1. Aitmatow, 5. Falter, 9. Ares, 12. Elan, 13. Eire, 14. Fürnberg, 16. Sinter, 17. Eibe, 18. Pirol, 20. Oasen, 22. Iwan, 24. Aufruhr, 27. Arnika, 30. ear, 32. König, 33. Oeser, 35. Lorke, 37. Egmont, 40. Raps, 41. Moll, 43. Lied, 46. Rum, 47. Elena, 49. Step, 50. Talk, 51. Eris, 52. Ili, 53. Boe, 55. Note, 56. Marc, 57. Liek, 58. Laser, 60. Mil, 61. Neid, 64. Kalk, 66. Odin, 67. Kautel, 69. Sigel, 71. Erika, 73. Aland, 75. Germer, 79. Anklang, 82. Meer, 84. Hafer, 87. est, 89. Fips, 90. Kerbel, 91. Lorbeer, 93. Pest, 94. Este, 95. Isba, 96. Newa, 97. Tele, 98. Lisene, 99. Magadan, 100. Tank.

Senkrecht: 1. Auflage, 2. Tarif, 3. Abbau, 4. Wega, 5. Fase, 6. Anina, 7. Titan, 8. Rerik, 9. Ares, 10. Reiner, 11. Sperre, 15. Rore, 18. Pokal, 19. Runde, 21. Stern, 23. Wall, 25. room, 26. Hotel, 28. Rasse, 29. Ilmenit, 31. Akelei, 34. Raabe, 36. Olten, 38. Grill, 39. Musiker, 42. Opole, 44. Isatin, 45. Decke, 48. Lilie, 52. Ikone, 54. Orkan, 59. Anruf, 60. Mull, 62. Ekarte, 63. Didaktik, 65. Alge, 68. Lage, 69. Sulfat, 70. Gimpel, 72. Karo, 76. Erkel, 77. Mures, 78. Rhein, 80. Kobra, 81. Arena, 83. Esse, 85. Alse, 86. Elam, 88. Spat, 92. Ren.

Lösung: Wladimir Faworski

Es gewannen:
1. Preis:
100,– M Inge Ebert, Aue, 9400
2. Preis:
75,– M Bernd Lautenschläger, Ilsenburg, 3705
3. Preis:
50,– M Annemarie Grenz, Staffelde, 1421
4.–8. Preis:
je 25,– M Dr. Wilhelm Schulz, Berlin, 1017; Gerda Müller, Torgau, 7291; Katrin Taggeselle, Sachau, 4601; Lilo Jähnert, Ronneburg, 6516; Lotte Heidrich, Wittenberge, 2900.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes

beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag

Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich

(26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Kolobok bei den Sternbildern 12

Hallo, Erdenkinder! Steuere mein letztes Weltraumziel an – das Tierkreiszeichen Waage.

Die ungewöhnlichen Reiseabenteuer eines lustigen, pfiffigen Pfannkuchens – erdacht und gezeichnet von Valentin Rosanzew aus Moskau.

Oh, wie köstlich! Knusprig-frisches Brot! In diesem Duft verlebte ich meine früheste Jugend...

1

2

Kringel, Brezeln, Hörnchen, Kuchenbrötchen! Alles erinnert mich hier an unsere Backstube zu Hause! Was für ein wunderbares Sternbild!

3

Meister Zuckerbäcker! Habt Ihr nicht etwas Leckeres zu Großvaters Geburtstag?

Wie wär's mit einer Schokoladentorte? Oder mit dieser hier, garniert mit Erdbeeren und Sahne? Oder soll es eine dreistöckige mit einem Türmchen aus allerfeinsten Pralinen sein?

4

Ja, wie soll man sich entscheiden in einem solchen Märchenland der Näschereien? Dennoch: Das Besondere ist nicht dabei!

5

Wie kommt denn dieser Pfannkuchen ins Brotregal? Den kenne ich doch gar nicht!

Tatsächlich! Ein Pfannkuchen! Grad so einer, wie ich ihn vor langer Zeit einmal gebacken habe. Leider sprang er vom Teller und rollte in die Welt hinaus. Wer weiß, was aus dem hübschen Kerl geworden ist?

6

Aber natürlich! Das ist ja die alte Frau, der ich damals weggelaufen bin...

500 Gramm wiegt der Bursche! So ein Prachtkerl!!!

7

Sonderbar! Statt auf dem Tierkreiszeichen Waage zu landen, sitze ich jetzt auf einer irdischen Waage. Sollte ich mich im Kurs verrechnet haben?

Kolobok hatte sich nicht verrechnet. Doch Valentin Rosanzew, unser Zeichner, wollte unbedingt, daß er wieder zu Großmutter und Großvater zurückkehrt. Lange war der kleine Pfannkuchen unterwegs, entkam dem Bären und dem Hasen, dem Wolf und dem Fuchs, die ihn liebend gern gefressen hätten. Schließlich machte er sich auf die große Reise zu den Tierkreiszeichen. Nun ist er wieder auf der Erde, und die beiden Alten haben viel Freude an dem lustigen, kullrigen Kerlchen.

Angst vor dem Verspeistwerden braucht er ganz sicher nicht zu haben! Sollte euch, liebe Kinder, mal ein besonders appetitlicher Pfannkuchen begegnen – dann ist es bestimmt ein Bruder unseres Kolobok!

8

Ende

Fortsetzung von Seite 35

Die Rückkehr des Prometheus

Prometheus? Der sich gegen Zeus erhoben hat, der rebellische Prometheus, der Titan unter den Titanen?... O, wenn die Götter seine Schmach sehen! Dann schon lieber selbst verbrennen im ihnen gestohlenen Feuer!... Dort, am Felsen, auch wenn er dort angeschmiedet und mit dem Speer angenagelt war, dort war er den Göttern gleich – ein Rebell im Vollbewußtsein von Größe und Rechtmäßigkeit seines Tuns... Aber hier?... Wer hat diesen Herakles gebeten, die Ketten von ihm abzuschlagen?... Prometheus bemerkt nicht einmal, daß er direkt auf ein Rudel hungriger Wölfe zuschreitet; die Tiere jedoch, die mit ihrem scharfen Geruchssinn wittern, daß ein Halbgott kommt, treten zurück und geben ihm den Weg frei. Daß die wilden Tiere ihm solche Achtung erweisen, muntert den Titanen ein bißchen auf: auch gut... Wenn am Feuer dieser Unverschämten kein Platz für ihn ist... dann soll sie doch... er wird zu anderen Leuten gehen... er wird noch wirkliche Menschen treffen! Der undankbare Stamm aber, mag er auf ewig von der Schmach gestempelt sein: dafür wird er schon sorgen! Prometheus beschleunigt wieder seinen Schritt, und als er den Wald hinter sich läßt und den Rauch eines Feuers sieht, fängt sein Herz wieder an schneller zu schlagen – auch wenn es jetzt nicht mehr so wummert wie ein Rollstein beim Bergsturz, aber die Hoffnung zwingt es, schneller und schneller zu schlagen... Wieder versteckt er sich hinter einem Baum, wieder sieht er das bewegende Bild: Groß und klein hat sich um das Feuer versammelt, Reflexe der Flammen blitzen in ihren Augen, das gleiche Ritual beginnt, dasselbe Gebet, das seinen Namen preist – nur hält der Titan diesmal die Tränen zurück – er hatte seine Lektion!...

Er zeigt zu den Menschen und trifft auf die gleichen erstaunten Blicke. Er begrüßt sie kürzer und trockener:

„Seid gegrüßt, Männer und Frauen. Ich bin Prometheus."

Er zeigt die Beweise vor, die nicht anzuzweifeln sind:

„Hier sind die Spuren von dem Adlerschnabel, hier ist die von den Ketten zerfetzte Haut, hier die Wunde von dem Speer..."

„Ja, ja, wir glauben dir. Welche Ehre!... Komm näher ans Feuer, wärme dich... Wir haben dich nicht vergessen, nein, da auf dem Stein ist das Opferblut dir zu Ehren... Sag, Titan, wohin gedenkst du weiterzuziehen?"

„Ich weiß noch nicht..."

„Du weißt es, du weißt es, du bist ja ein Halbgott, du hast das Feuer gebracht, wir müssen dir alle gehorchen... Wie könntest du irgend etwas nicht wissen? Aber ruh dich solange aus, schlaf ein bißchen, wärme dich, und wir halten Rat..."

Rat halten? Wieder? Ein ungutes Vorgefühl sticht dem Titanen ins Herz wie eine Speerspitze... Die Beratung aber, die von dem Priester geleitet wird, verläuft so reibungslos und endet so schnell, daß der Arme sich nicht einmal die Füße aufwärmen kann.

„Wir wissen nicht, mit was für Worten wir dir danken sollen, o großer, erhabenster Prometheus, daß du unserem Stamm die so hohe Ehre deines Besuchs erwiesen hast," hebt mit Nachtigallenstimme der hiesige junge Gehilfe des Priesters an. „Aber da wir das Feuer nicht von dir bekommen haben, sondern von dem Stamm, der jenseits des nördlichen Berges lebt, so verlier keine Zeit und eile dorthin, denn nur jener Stamm hat das unbestreitbare Recht, dir zu danken und dir zu gehorchen. Sie werden dich natürlich mit offenen Armen empfangen! Ach, wie wir sie beneiden! Die Glücklichen!"

Prometheus weiß jetzt schon Bescheid, er wundert sich nicht, er zürnt nicht, seine Augen schleudern keine Blitze: Sinnlos – je hartnäckiger man sich widersetzt, desto roher, möglicherweise gewalttätig, reagieren sie. Diesmal war er sogar aufmerksamer: Er bemerkte, daß bei den Worten „wie wir sie beneiden" über die Lippen des Priesters ein ironisches Lächeln huschte. Ihm entging auch nicht, daß viele Männer und Frauen des Stammes nicht sehr einverstanden mit dem Priester waren, aber die Trauer und Hilflosigkeit auf ihren Gesichtern sprach für sich.

Der Titan wendet sich, ohne dem Priester zu widersprechen, ohne sich zu verabschieden, nach Norden, zum Berg hin, und er dreht sich nicht um. Es muß sich doch wenigstens e i n dankbarer und gastfreundlicher Stamm finden lassen, versucht er sich zu beruhigen, unmöglich, daß sie sich alle gleichen wie ein Tropfen Wasser dem anderen. Unmöglich!

Der dritte Stamm jedoch war schon gewarnt worden, daß Prometheus kommt: Man hatte die Nachbarn mit Fackelsignalen benachrichtigt (sieh an, da war mit Hilfe des Feuers ein ganzes Fernmeldesystem eingerichtet worden!). Deshalb war er kaum ans nächste Feuer gelangt (und so ging es ihm von nun an immer), als man ihm schon mit einer ausgefeilten Tirade entgegenkam:

„Wir grüßen dich, o Erhabenster, der das Feuer gebracht hat! Und eile schnell nach Osten: dort hüten sie deine erste Fackel, dort werden sie froh sein, dich zu empfangen. Wie wir sie beneiden! Die Glücklichen!..."

Oder:

„Nach Südwesten, das weißt du doch selbst, o Halbgott?!. Sie erwarten dich sehnlichst, sie haben es verdient!"

Und immer wieder:

„Beeil dich, halt dich nicht auf!"

Und der Titan ging und ging... Ja, die Wunden verheilten, an ihrer Stelle blieben nur blasse Narben, ja, von den unerträglichen Qualen blieben nur Erinnerungen. Ja, das Feuer, das er vom Olymp gestohlen hat, es brennt und wird brennen und wird den Menschen Wärme, Sattheit, Stärke geben. Und der Titan schritt rastlos vorwärts. Da er schlafen mußte, wo es sich ergab, oft im Regen, da die Wanderschaft kein Ende nahm, begann ein ekelhafter, aushöhlender Husten ihn zu quälen, seine Lippen wurden fiebertrocken, der Rücken krümmte sich vor Erschöpfung, die Haare verfilzten, die Augen begannen greisenhaft zu triefen, und sein Gesicht zeichnete die Unterwürfigkeit des herrenlosen Hundes; Prometheus schaffte sich einen Stock an, um sich vor den frechen Hyänen zu schützen, und gewöhnte sich daran, sich auf ihn aufzustützen... Es passierte ihm, daß er aus Versehen zum zweiten Mal an ein Feuer kam, von dem man ihn schon vertrieben hatte, und dann ließen die Priester die Gelegenheit nicht aus, den hilflosen Greis zu verspotten: Das ist euch der richtige Lichtbringer, verirrt sich wie ein blinder Welpe!... Verlegen machte sich der Titan wieder davon, er wußte kaum noch wohin, er wußte nur eines ganz sicher: Zu den Göttern kann er nicht zurück, er kann nicht und darf nicht, nie, das wäre der endgültige Sturz, danach gäbe es nichts mehr... Er wankte nach Norden, nach Osten, er ging nach Westen, er ging nach Süden – egal wohin, weil wichtig war zu gehen, sich zu bewegen, solange ihn die Füße trugen...

Einmal verirrte er sich im Gebirge, und nachdem er viele Tage herumgeirrt war, kam er zum Bett eines ausgetrockneten Bergbachs, und das führte ihn in unpassierbares Dickicht, umgeben von unwegsamen Felsen. Prometheus verließen die Kräfte, er ließ sich auf die Erde sinken, lehnte sich mit dem Rücken gegen einen Felsen, der war so kalt und hart wie jener, an den er einst geschmiedet war. Von Göttern und Menschen zurückgewiesen, träumte er nur noch davon bald zu sterben... Vielleicht würde er hier endlich den gewünschten Tod finden?... Er schloß die Augen und Stille und die majestätische Ruhe der Berge umgaben ihn wie das Nichtsein selbst... Plötzlich aber störten menschliche Stimmen das selige Nirwana: Irgendwo in der Nähe war eine Nomadensiedlung... Verflucht! Prometheus schüttelte müde den Kopf: Nein, er geht nicht, er geht nirgendwo mehr hin... genug... vorbei...

Er wachte in einer Laubhütte wieder auf, die aus Zweigen und Gras geflochten war. Neben ihm wirtschafteten Leute, die er nicht kannte; als sie sahen, daß der alte Mann aufgewacht war, hoben sie seinen Kopf an und gaben ihm etwas zu trinken, was ihn im Nu zu Kräften kommen ließ und ihm einen klaren Kopf machte. Prometheus stand auf und ging hinaus. Erfreut drauflosschwatzende Frauen beeilten sich, ihm eine Kokosnuß voller aromatischer Milch, Dörrfisch und Obst zu reichen...

„Wißt ihr wirklich nicht, wer ich bin?" entschloß sich Prometheus zu fragen, als er sich gestärkt hatte.

Sie schüttelten die Köpfe.

„Ich bin Prometheus."

Die Menschen wunderten sich nicht, als sie diesen Namen hörten, sie freuten sich nicht, sie begannen keine feierlichen Begrüßungen, und – was das Wichtigste ist! – sie beeilten sich nicht Rat zu halten. Sein Name sagte ihnen nichts, absolut nichts!

„Übrigens", fiel Prometheus plötzlich auf, „wo ist eure Feuerstelle? Das Feuer?"

„Was für eine Feuerstelle? Was für Feuer? Wovon redest du?" Und erst da begriff der Titan: Diese Menschen kennen das Feuer noch nicht! Sie haben sein wunderbares Geschenk nicht bekommen, seine Tat nicht gerühmt, ihm keine Opfer gebracht, keine Lobpreisungen gesungen! Dieser Stamm hatte keinen Führer oder Priester, der bei seinem Erscheinen für seine Macht fürchten konnte, er störte niemanden beim Regieren und beim Herrschen in seinem Namen – deshalb störte auch die Anwesenheit des Titanen niemanden, und niemand hatte es eilig ihn loszuwerden. Im Gegenteil: Als er mit den Männern des Stammes zum Fluß ging Fische fangen und mehr als die anderen fing, da schenkten sie ihm neue weiche Felle und flochten eine Hütte für ihn: Leb und verlaß uns nur nicht!

Nicht so bald glaubte Prometheus an sein neues Glück; nachts träumte ihm doch ab und an, daß in der Siedlung Leute mit Fackeln erschienen und mit Tontöpfen voll lodernder Glut, daß sie, als sie den Titanen erkannten, ihn wegjagten, zu einem anderen Stamm, der angeblich mehr Rechte darauf hätte, sich vor dem Feuerbringer zu verneigen... Prometheus wachte schweißgebadet auf und überlegte: Und wenn der Traum sich erfüllt? Was dann? Deshalb entfachte er insgeheim in einer Gebirgshöhle ein Feuer und schmiedete Waffen: Jetzt sollten seine Widersacher sich nur zeigen! – Er wird seinem Stamm beibringen, wie man sie und ihre verfluchten beißenden Feuerzungen verjagt!...

So blieb er bei den Menschen, die das Feuer nicht kannten, und er wäre glücklich gewesen, wäre da nicht die ständige Angst vor der lodernden Fackel, die sich nähern könnte...

Deutsch von Regina Kühn

Im Ochaer Kindergarten „Birkhuhn“ gelten die Niwchin Galja und die Russin Katja als unzertrennlich.

In Newelsk haben sich Seebären ihren Lagerplatz fast vor der Haustür der Bewohner ausgesucht. (Zusatzfoto: APN)

Aus dem Südsachaliner Werk kommen täglich 22 verschiedene Fischgenüsse.

Im Jushno-Sachalinsker Kindergarten „Kranichlein“ wird in der Musik- und Tanzstunde von drei Russinnen und einem Niwchen-Mädchen „Der Tanz der Matrjoschkas“ einstudiert.

Insel

für 2200 Niwchen

„Die Kleidung des Giljaken ist dem feuchten und stark veränderlichen Klima angepaßt... Um die Schultern hat er für alle Fälle einen Halbpelz oder eine Joppe aus Robben- oder Hundefell geworfen.“

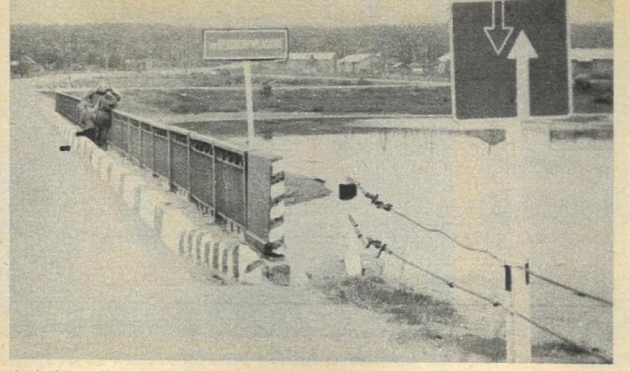
Anton Tschechow

Bis jetzt haben wir nicht einmal die Nasenrundung eines Niwchen (oder Oroken) zu Gesicht bekommen, weil fast alle im Norden der Insel leben; nur hier und da hat sich einer in südlicheren Sachalingefilden niedergelassen. Taichnga – nach altniwchischem Glauben der Schöpfer von allem, was da kreucht und fleucht – sei Dank, ist dem feinsinnigen Poeten Beloussow meine Ungeduld, endlich Vertreter der einheimischen Bevölkerung zu Gesicht zu bekommen, nicht entgangen. Und so begrüßt er uns heute mit den von mir sehnlichst erwarteten Worten, daß wir sogleich einen Niwchen kennenlernen, morgen für 80 Rubel pro Person in den Norden fliegen und dort auch ein typisches Niwchendorf besuchen werden.

„Unser“ erster Niwche heißt Stanislaw Zikrik und ist in dem Sachaliner Gebietsexekutivkomitee von Jushno-Sachalinsk Leiter der Abteilung für die nördlichen Völker, für Niwchen, Oroken und auch einige hundert Ewenken, Udehen und Nanaier, die eigentlich in Sibirien zu Hause sind.

Stanislaw Zikrik trägt einen mausgrauen Maßanzug, dazu einen hellgrauen, fein Ton in Ton gestreiften Schlips, schwarze Lackschuhe. Wäre nicht die wenigstens andeutungsweise vorhandene mongolische Lidfalte, ich würde versucht sein zu glauben, Iwan Beloussow mache uns – unter dem Motto „Der Zweck heiligt die Mittel“ – mit einem „Ersatzniwchen“ bekannt. Auf meine unmißverständliche Frage bestätigt Stanislaw Zikrik jedoch, ein waschechter Niwche zu sein. Von den 4400 Niwchen*) wohnen 2200 auf Sachalin, man nennt sie auch die Insel-Niwchen, und 2200

Im Laienkunstensemble „Pilaken" sind nicht nur gute Stimme und Tanztalent gefragt, sondern auch sportliche Kondition.



Auf einer Autofahrt lösen oft hohe schneebedeckte Pässe mit dichtem Wald bewachsene Ebenen ab.

„Tante Olga" als letzte Schamanin auf der Bühne.

auf dem Festland, das sind die sogenannten Amur-Niwchen. Stanislaw Zikriks umfängliches Wissen ermöglicht es mir, meine aus vielerlei Materialien zusammengestellte Niwchen-Chronik durch interessante Fakten zu ergänzen:

1636 Die Niwchen werden als Giljaken (ins Deutsche übertragen heißt es „Leute, die sich auf Booten mit Ruderpaaren bewegen") erstmals in russischen Geschichtsdokumenten erwähnt. **1787** Der französische Seefahrer Compte de Jean-François des Gelaup (1741–1788) entdeckt den Tatarensund; Sachalin betrachtet er als Halbinsel. **1849** Gennadi Newelskoi ermittelt den wirklichen Küstenverlauf. **1890** Anton Tschechow bricht zu seiner Studienreise nach Sachalin auf. **1892** In der Zeitung „Russkije Wedomsti" („Russische Umschau") erscheint von Lew Sternberg der Artikel „Sachalinsker Giljaken". Er schreibt darin: „... die Giljaken kennen weder den Ackerbau noch die Töpferkunst, sie ernähren sich hauptsächlich durch Jagd und Fischfang, sie erwärmen Wasser in hölzernen Trögen durch Hineinwerfen glühender Steine... Noch heute hat jeder Giljak Gattenrecht auf die Frauen seiner Brüder und auf die Schwestern seiner Frau; wenigstens wird die Ausübung solcher Rechte nicht als etwas Unerlaubtes angesehen..." **1893** Friedrich Engels übersetzt den Bericht Sternbergs, den er als Grundlage für seinen Artikel „Ein neuentdeckter Fall von Gruppenehe" verwendet. Engels schreibt: „Es ist ferner zu bemerken, daß auch hier bestätigt wird, was ich im ‚Ursprung der Familie', 4. Auflage ... sagte: Daß die Gruppenehe keineswegs so aussieht, wie die Bordellphantasie unseres Spießbürgers sie sich vorstellt; daß die Gruppeneheleute nicht etwa dasselbe lüsterne Leben öffentlich betreiben, das er im geheimen praktiziert, sondern daß diese Eheform, wenigstens in den uns heute noch vorkommenden Beispielen, sich in der Praxis von einer lockeren Paarungsehe oder auch Vielweiberei nur dadurch unterscheidet, daß eine Reihe von Fällen geschlechtlichen Verkehrs durch die Sitte erlaubt wird, die sonst strenger Strafe verfallen." **1918** Eine russische Lehrerin bringt den Niwchen als **Erste** Kunde vom Sieg der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution. **1923** Am Unterlauf des Amur werden die **ersten** Sowjets gewählt, in denen auch Angehörige der einheimischen Bevölkerung vertreten sind. **1924** Die **erste** niwchische Schule wird eröffnet. **1925** Nordsachalin ist von den Japanern befreit; der **erste** Kongreß des Fernen Ostens, unter dessen Delegierten auch Niwchen sind, findet statt. **1927** In der niwchischen Siedlung Nogliki wird das **erste** Kulturzentrum eröffnet. **1928** Das **erste** Erdöl wird gefördert, entdeckt von Ewenken, die dem „ungenießbaren Wasser" den Namen Oche geben, bis heute erhalten in dem Namen der Stadt Ocha. **1930** Die Bildung des **ersten** niwchischen Kolchos erfolgt. **1932** Die **erste** niwchische Fibel „Cuz dif" („Neues Wort") wird herausgegeben; die Grundlage des niwchischen Schrifttums ist gelegt, allerdings gerät die Fibel wieder in Vergessenheit, Unterricht in niwchischer Sprache findet nicht statt. **1945–1951** Nach der Befreiung Südsachalins von der japanischen Besetzung kommen innerhalb von 5 Jahren 150 000 Menschen aus allen Gegenden der Sowjetunion nach Nord- und Südsachalin. Anton Tschechow schrieb 1890: „Einen freien Menschen im Süden Sachalins zu halten ... noch dazu, wenn er gesund ist und voller Tatendrang steckt, das ist unmöglich." **1957** Der **erste** Niwche – Brigadier einer Fischfangbrigade – wird „Held der sozialistischen Arbeit". Die Niwchen haben sich zu Kolchosen zusammengeschlossen, in denen sich neben traditionellen Zweigen neue Wirtschaftszweige entwickeln, vorrangig Landwirtschaft und Viehzucht. **1973** Der Fährverkehr zwischen dem Festlandhafen Wanino und dem Inselhafen Cholmsk wird eröffnet. **1979** Die Volkszählung weist aus, daß die Anzahl der Niwchen konstant geblieben ist; durch die jahrhundertelange Abgeschiedenheit haben sich bei den Niwchen so starke Dialekte herausgebildet, daß sie sich zum Teil selbst untereinander niwchisch nicht mehr verstehen. Dr. Tschuner Taksami, der **erste** niwchische Wissenschaftler, heute tätig als Mitarbeiter des Ethnographischen Instituts der Akademie der Wissenschaften der UdSSR in Leningrad, und Wladimir Sangi, der **erste** Schriftsteller des Niwchenvolkes, erarbeiteten unterschiedliche Fibeln für die Amur-Niwchen und die Insel-Niwchen. Von der 1. bis zur 3. Klasse ist heute der Unterricht in der Heimatsprache obligatorisch, von der 4. Klasse an wird fakultativ unterrichtet. **1982** Über 90 Prozent der Inselbevölkerung arbeitet in der Industrie, 6 Prozent sind in der Landwirtschaft beschäftigt, relativ viele davon sind Niwchen; auf Sachalin gibt es nicht viel landwirtschaftliche Fläche, denn 80 Prozent des Territoriums machen Gebirge und schwer zugängliche Höhenzüge aus. **1987** Sachalin versorgt sich mit Kartoffeln und Kohl zu 100 Prozent selbst; Wladimir Sangi zeigt uns in Moskau seine Ausarbeitungen für weitere Lehrbücher; denn der Unterricht von der 4. Klasse an fände deshalb bisher nur fakultativ statt, weil es für die älteren niwchischen Schüler noch keine Lehrbücher gäbe. Im Kombinat „Amurstal" werden im Dezember die ersten Tonnen Metall mit Hilfe von Erdgas geschmolzen, das **erste** Gas von jenseits des Tatarensundes.

Mir den Gebietsexekutivkomitee-Leiter Stanislaw Zikrik im Halbpelz aus Robben- oder Hundefell vorzustellen, will mir nicht gelingen. Auch jukolaschmausend kann ich ihn einfach nicht vor mein sonst recht phantasievolles geistiges Auge kriegen. Jukola war das Leib- und Magengericht der Niwchen, ihre Nationalspeise. „Für viele", sagt Stanislaw Zikrik, „ist sie es auch heute noch." Für Jukola werden Keta- oder Buckellachsstücke in dünne Streifen geschnitten (in der Regel, ohne die Haut abzuziehen) und an der Sonne getrocknet. Man weicht die Streifen ein, schneidet sie klein und mischt sie mit wildem Bärlauch, kocht dann das Ganze und ißt es mit Salzlake, in die man gesalzenen Bärlauch gibt. Alles wird mit Zucker bestreut und mit Robbenfett angerichtet; ich hab's beim Kosten belassen...

„Der Urbevölkerung Sachalins", sagt Stanislaw Zikrik, „werden viele Privilegien eingeräumt. Jedem Niwchen zum Beispiel steht zu, sechzig Kilogramm des begehrten Ketalachses und dreiundzwanzig Kilogramm Buckellachs für den persönlich-familiären Verbrauch zu fangen, außerdem darf jeder Niwche in begrenzter Anzahl Jagd auf Seehunde und Robben machen. Da sich die Niwchen jahrhundertelang fast ausschließlich von Fischen und Meerestieren ernährt haben, benötigt ihr Organismus auch heute noch diese Nahrungsmittel, obwohl die nördlichen Völker überhaupt inzwischen auch viele andere Lebensmittel kennen und mögen." Der Ketalachs ist es übrigens, der den in aller Welt begehrten roten Kaviar hergibt. Den nicht-niwchischen Gaumen der meisten Bewohner Sachalins bleibt diese Delikatesse – Delikatesse.

(Apropos Seehund: Unlängst wurde ein Sachaliner mit Geldbuße belegt und aus der Partei ausgeschlossen, weil er einen der geschützten Seehunde geschossen hatte. Der zuständige, in jenem Falle übereifrige Naturschützer hatte allerdings außer acht gelassen, daß jener Sachaliner ein eingeborener Niwche war. Der Genosse und Landsmann Wladimir Sangi wurde in Moskau um Hilfe angerufen. Beklagter Niwche erhielt seine 500 Rubel zurück und ist wieder geachtetes Mitglied der KPdSU.)

Insel
mit steinernen Birken

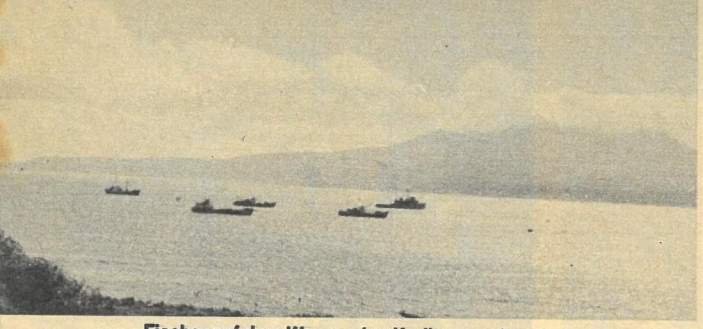
„Die Ausbeutung der Eingeborenen äußert sich in dem üblichen Betrunkenmachen und in den Betrügereien... So fuhr der jetzt verstorbene Kaufmann Iwanow jeden Sommer nach Sachalin und nahm dort von den Giljaken Tribut; die unpünktlichen Zahler wurden von ihm mißhandelt und aufgehängt."

Anton Tschechow

Abends 20 Uhr 20 Minuten erfolgt fahrplanmäßig der Abflug einer AN-24 von Sachalins Süden quer über die ganze Insel in Sachalins Norden, zu dessen „Hauptstadt" Ocha, Flugzeit: eine Stunde und 15 Minuten.

Aus dem Bullaugenfenster ist teilweise auch im Süden überraschende Spärlichkeit auszumachen, sehe ich viele kahle Stellen, wo eigentlich Waldbestand zu erspähen sein müßte. (Übrigens wachsen dreißig Baumarten auf Sachalin, darunter die Steinbirke.) In der „Südsachaliner Mechanisierten Waldwirtschaft" hatte uns der stellvertretende Direktor, der Oberförster Anatoli Stepanenko, zur Erhellung dieser Kahlstellen neben

*) Angabe nach der letzten Volkszählung von 1979, im Januar 1989 ist die nächste vorgesehen.



Fischer auf dem Weg zu den Kurilen, von hier kommen die meisten Krabben und Tintenfische. (Zusatzfoto: APN)

Der Sachaliner Dichter Iwan Beloussow im Gespräch mit dem Seismologen Wassili Kramuschin.

Außenansicht eines Sanatoriums, 1980 mit Lawinenschutz erbaut.

zuckersüßer Torte auch mit bitteren Tatsachen gefüttert. „Die Japaner, die Südsachalin vier Jahrzehnte lang als ihre Kolonie ansahen, trieben Raubbau, holzten ausschließlich ab, pflanzten nichts an", sagte er, „und wir waren – was die Ökologie anbelangt – noch mindestens zwanzig Jahre danach die reinsten Barbaren."

Heute hat die von uns besuchte „Mechanisierte Waldwirtschaft" (41 000 Hektar klein) siebenundzwanzig „Technik-Einheiten": Bulldozer, Holzschlepper (die nur die streng vorgeschriebenen Marschrouten befahren dürfen), Traktoren, Selbstkipper, Feuerwehrwagen, Autokräne, Autobusse.

„Im ganzen Süden", so Anatoli Stepanenko, „haben wir dreißig Bulldozer, wir brauchten jedoch sechzig. Aber die von uns wegen der steilen Hänge – die inzwischen dicht mit Kurilischem Bambus bewachsen sind – dringend benötigten Raupenfahrzeuge mit Planierschild sind bis jetzt weder für bare Rubelchen noch für böse Worte aufzutreiben." Des Kurilischen Bambus' gute Seite ist, daß er den Boden festigt und einer Bodenerosion vorbeugt, seine schlechte, daß er keinen Wald neben sich duldet. Und um seiner Herr zu werden, braucht es der schweren Technik.

Seit drei Jahren nun wird auf Sachalin mehr Wald angepflanzt als abgeholzt.

Auf dem Flughafen werden wir von Antonina Natschjotkina bewillkommnet. Sie ist ihrer Nationalität nach Niwchin und ihrer Funktion nach im Stadtexekutivkomitee von Ocha die Verantwortliche für die Belange der nördlichen Völker. Von ihr hören wir, daß der Ochinsker Rayon 15 000 Quadratkilometer groß ist und 57 000 Einwohner hat: 820 davon sind Niwchen, 80 Ewenken, 28 Nanaier, 14 Oroken. Nachdem wir Antonia Natschjotkina unser Anliegen erläutert haben, sagt sie: „Wir Niwchen lassen uns nicht gerne fotografieren, schließlich sind wir keine seltenen Tiere."

Kürzlich las ich einen Beitrag von dem sowjetischen Soziologen Igor Bestushew-Lada, in dem er schreibt: „Heute suchen wir nach einer Zivilisation, und mit beiden Händen verlieren wir eine alte. Wir haben ein Rotes Buch für Flora und Fauna, wir sollten ein Rotes Buch für Nationen, für Kulturen haben."

Uralt sind die epischen Sagen und Märchen der Niwchen*). In ihnen verständigt sich die Natur mit den Menschen in der Sprache der Vögel, der wilden Tiere, der Pflanzen. Der Natur sind die Menschen nahe Verwandte; nach den uralten Sippenlegenden stammten alle Niwchen aus Mischehen mit der Natur ab. So ist Wladimir Sangis Hauptheld, der Mann von Ychmif**), in seiner gleichnamigen epischen Dichtung aus der Liebe zwischen einer Lärche und einem Menschen hervorgegangen. „Wie stehen denn", frage ich Antonina Natschjotkina, „die heutigen Niwchen zu Mischehen zwischen Vertretern verschiedener Nationalitäten?" – „Seit etwa zehn Jahren sind auch bei den Niwchen gemischte Ehen an der Tagesordnung, gegenwärtig leben 37 Prozent der Niwchen in Mischehen. Leider – jedenfalls ist das meine Meinung. Wie soll sich denn da unser sowieso schon kleines Volk seine niwchische Identität erhalten?" Da fällt mir ein, daß auch „unser erster Niwche", Stanislaw Zirik, mit einer Russin verheiratet ist, seine Kinder werden also schon nicht mehr „waschecht" niwchisch sein.

Von Antonina Natschjotkina, die mit uns zu Abend ißt, erfahre ich dann noch, wie Ocha entstand: Filip, der Vertraute des von Tschechow genannten Kaufmanns Iwanow aus Nikolajewsk am Amur, ward 1879 von ihm ausgesandt, um von den Niwchen den ungerechtfertigten Tribut einzutreiben. In Eigeninitiative brachte er darüber hinaus eine Flasche „Petroleumwasser" mit. Eiligst steckte sich der Kaufmann Iwanow einen großen Claim ab. Zehn Jahre später errichtete Leutnant Sotow, einer von Iwanows Erben, darauf den ersten Bohrturm. Und schon ließen sich Industrielle aus Japan, Mexiko, aus Deutschland gar die Bohrrechte auf Sachalin etwas kosten. Doch mehr als eine wüste Bodenspekulation kam nicht dabei heraus, aus keinem der Bohrlöcher floß Öl in industriell verwertbarer Menge. Im Jahre 1925 trafen hier auf Nordsachalin die ersten sowjetischen Erdölspezialisten ein, auf dem Nordostzipfel Sachalins entstand die Siedlung Damir. Zahlreiche Bohrtürme strebten nun auf den Ölfeldern empor–, die heute bis in die Schelfzone hineinreichen. Das gestrige Damir – das ist die heutige Erdöl- und Erdgas-Metropole Ocha... Eine außerordentliche technische Leistung war die Überwindung der acht Kilometer breiten Newelskoi-Meerenge, die die Insel vom Festland trennt. 1990 werden auf Sachalin 2,7 Millionen Tonnen Erdöl gefördert werden, und der Bau der Erdgasleitung Ocha – Komsomolsk am Amur (deren erste Stufe 1986 in Betrieb genommen wurde) soll abgeschlossen sein. Bis jetzt sind die Erdöl- und Erdgasvorkommen auf Sachalin die **einzigen** im gesamten Fernen Osten.

Nach unserem individuell zubereiteten Abendbrot habe ich Mühe einzuschlafen, denn im ganzen Haus duftet es nicht gerade lieblich nach wildem Knoblauch, den wir drei – mit Salz und Smetana angerichtet – nicht wie frühere Reisende gegen Skorbut, sondern aus reiner Eßlust in wilder Menge zu uns nahmen.

*) FW veröffentlichte im Heft 14/1978 das Niwchen-Märchen „Kykyk".
**)Auszugsweiser Abdruck in „Sowjetliteratur" 6/1986

Insel mit Traditionen

„Die Giljaken gehören nicht zu den Mongolen und nicht zu den Tungusen, sondern zu einem unbekannten Stamm, der vielleicht einstmals mächtig war und ganz Asien beherrschte, jetzt aber seine letzten Tage auf einem kleinen Stück Erde verbringt."

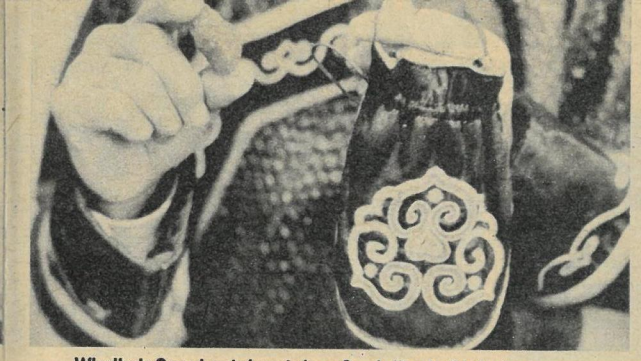
Anton Tschechow

Vor der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution waren die Tage der Niwchen gezählt, sie waren vom Aussterben bedroht: Durch Hunger vor allem und durch epidemische Krankheiten. Wir reisen ein Jahrhundert nach Tschechow in das Dorf Nekrassowka – 1212 Einwohner, 540 davon Angehörige der Völker des Nordens: 506 Niwchen, 19 Ewenken, 6 Oroken, 5 Udehen, 4 Nanaier. Die größere Hälfte der Einwohner besteht aus Russen, Ukrainern, Belorussen, einem Sowjetdeutschen, einem Litauer. Unsere Besuche galten der angestammten Bevölkerung der Insel, den Niwchen und den Oroken. So besuchen wir das Staatliche nationale Internat (10-Klassen-Schule, 302 Kinder, 38 Lehrer), die Schule der angewandten Kunst der Völker des Nordens (gegründet 1978, 51 Kinder, 3 Lehrer; einzige Schule, die lehrt, wie man traditionell aus Fischhaut Kleidung näht), den Kindergarten „Birkhuhn" (47 Kinder, davon 26 Niwchen, geöffnet von 7.30 Uhr bis 19 Uhr), die Dorfbibliothek (860 ständige Leser, 16 500 Bücher, alle zentralen Zeitungen, drei Gebietszeitungen, jährlich 1500 neue Bücher, Öffnungszeit von 14 bis 21 Uhr), ein Programm des Tanz- und Gesangsensembles „Pilaken" („Die große Sonne", 45 Mitglieder im Alter von 8 bis 73 Jahren), sprechen mit Niwchen, Udehen, Nanaiern, Ewenken, Oroken.

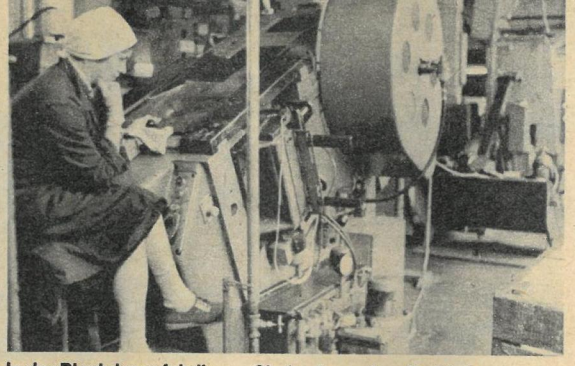
Die Siedlung Nekrassowka besteht aus einem alten Teil mit Holzhäusern und einem neuen Teil mit ein- bis zweistöckigen Steinhäusern. In allen Häusern gibt es Wasser und Licht, im neuen Nekrassowka haben 80 Prozent der Häuser Telefonanschluß. So wie die Siedlung in alt und neu geteilt ist, sind es auch die Auffassungen. Da sind die einen, die es als selbstverständlich ansehen, wenn Vertretern der jahrhundertelang benachteiligten Nordvölker Privilegien gewährt werden, und da sind die anderen, die nichts mehr davon wissen wollen. „Tante Olga", dreiundsiebzigjähriger Star des Tanz- und Gesangsensembles: „Nach der Revolution und auch noch Jahrzehnte danach blühten wir auf durch die Fürsorge des Staates. Mir alten Frau ist sie auch heute noch angenehm. Aber unsere Enkel wollen sie nicht, sie wollen nicht **mehr** sein, sie wollen **gleich** sein!"

Und Ljudmila Krawtschuk, die niwchische Vorsitzende des Exekutivkomitees von Nekrassowka, ergänzt: „Ich bin in zweiter Ehe mit einem Ukrainer verheiratet, mein erster Mann war Russe, aus dieser Ehe stammt mein Sohn. Als er sechzehn wurde, überraschte er uns mit dem Entschluß, als Nationalität Russe anzugeben." (Die Kinder aus gemischten Ehen entscheiden bei Erhalt des Passes mit 16 Jahren, ob sie die Nationalität des Vaters oder die der Mutter annehmen wollen.) – Warum? „Weil er einen Studienplatz auf Grund guter Zensuren erringen will und nicht auf Grund der Tatsache, daß er ein Niwche ist. Etwa dreißig Prozent der jungen Niwchen unserer Siedlung halten die Privilegien für überholt, die anderen siebzig Prozent nehmen sie noch gern für sich in Anspruch."

Die Niwchenfamilie Panik, er Mechaniker der Fischereiflotte, sie



Wladimir Sangi entnimmt dem Cerdolik ein Steinchen, vierhundert Jahre schon im Besitz seines Stammes.



In der Blechdosenfabrik von Cholmsk werden die Büchsen für Kammuscheln, Hering, Sair und Kaviar hergestellt.

Rentierschlittenrennen, bis heute beliebte Sportart besonders in Nogliki bei den Oroken. (Zusatzfoto: APN)

Wirtschaftsleiterin im Kindergarten (und Ensemblemitglied), hat zwei Töchter, einen Sohn. Die vierzehnjährige Ira und der neunjährige Slawa besuchen die Internatsschule in Nekrassowka, nicht das Internat; Nastja ist erst fünf Jahre alt. Nach den Schulstunden gehen sie nach Hause, ohne die „volle Versorgung durch den Staat" in Anspruch zu nehmen. Vater Alexander Panik: „Meine Frau und ich, wir verdienen zusammen 850 Rubel. Wozu sollen wir den Geldbeutel des Staates zusätzlich belasten? Und wozu sollen unsere Kinder ohne Elternliebe aufwachsen? Ganz nebenbei finde ich es nicht richtig, daß die Vertreter der angestammten Völkerschaften zu ihrem Lohn den Sachalinzuschlag erhalten. Soll man die Menschen dafür bezahlen, die aus klimatisch günstigeren Gegenden herkommen, um hier zu leben. Uns braucht man doch nicht dafür Geld zu geben, daß wir auf unserer Heimaterde leben und natürlich auch bleiben wollen. Und so wie ich denken viele..."

Im Internat leben Kinder aus allen Gebieten der langgestreckten Insel. Wer niwchisch lernen will, muß eines der zwei staatlichen nationalen Internate besuchen. Wenn Sie, frage ich Mutter Ljudmila Panik, nicht in Nekrassowka wohnten, wofür würden Sie sich entscheiden, dafür, daß Ihre Kinder niwchisch lernen oder daß sie in der Familie aufwachsen? – „Wir würden die Kinder entscheiden lassen." Aber da der Unterricht von der 1. bis zur 3. Klasse erfolgt, wären die Kinder sechs bis neun Jahre alt. Können sie da schon solche verantwortungsvollen Entscheidungen treffen? Ich befrage den neunjährigen Slawa. Seine Antwort: „Ich würde ganz bestimmt bei den Eltern bleiben."

Wieder in Ocha besprechen wir mit Antonina Natschjotkina unsere Eindrücke. „Fest steht", kommentiert sie unseren Bericht, „daß es den Einheimischen noch nie so gut gegangen ist. Aber das hat auch einen Nachteil: Wenn sich der Staat um sie von kleinauf kümmert, erzieht er sie nicht zu selbständigem Leben. So haben viele Niwchen zum Beispiel gar keine Beziehung zum Geld. Und der Nationalstolz? Die einen haben davon nur noch ein Quentchen, da sie entweder in Mischehen leben oder in größeren Städten, umgeben von Angehörigen anderer Nationalitäten. Und manche neigen zu Übertreibungen, sind zum Beispiel der Meinung, daß ihnen keiner vorschreiben dürfe, welche Tiere sie fangen und wieviel. Schließlich, so meinen sie, ist das hier ihre angestammte Heimat. Und für die niwchische Sprache gibt es keine natürlichen Anwendungsmöglichkeiten mehr. Nur die Alten verstehen noch niwchisch und können es sprechen. Ich bin der Meinung, daß die niwchische Schriftsprache zwanzig Jahre zu spät gekommen ist. Jetzt müssen die Schüler sozusagen zu ihrem Glück gezwungen werden, denn sie haben von sich aus gar keine Lust, niwchisch zu lernen. Ich verstehe zwar niwchisch, aber sprechen kann ich unsere paläoasiatische Sprache bis jetzt auch nicht. Ich lerne sie nun wegen der Vorbildwirkung zusammen mit einigen anderen niwchischen Erwachsenen fakultativ. Die allgemeine Tendenz unter den Vertretern meines Volkes ist, gut russisch zu beherrschen und eine Fremdsprache, hier am Pazifik ist es englisch oder deutsch." – Nach der letzten Volkszählung von 1979 haben fast alle Niwchen als ihre Muttersprache russisch angegeben. Die sowjetische Presse hat diesen Umstand damals stolz berichtet. – „Ich bin darauf nicht stolz. Wir werden alles tun, daß die Muttersprache von uns Niwchen wieder niwchisch wird. Der Staat hilft uns dabei, aber oftmals spielen die Eltern nicht mit."

Insel
im Ochotskischen Meer

„Der Giljak... ist von mittlerem, sogar kleinem Wuchs... Sein Körper ist mager, sehnig, ohne Fettpolster; man trifft keine runden und dicken Giljaken."

Anton Tschechow

Tschechow-wahr ist heute noch, daß die Niwchen von mittlerem, sogar kleinem Wuchs sind. Aber: Heute kann man durchaus auch „runde und dicke" Niwchen antreffen, gleich unser erster Niwche in Ocha ist anderntags einer mit Fettpolstern. Der rundliche Niwche Michail Tschewken gehört mit seinen Mehr-Pfunden zu den dreißig Prozent Sowjetbürgern, die Übergewicht haben, außerdem zu den zwei Dritteln der sowjetischen Bevölkerung, die keinen Sport treiben und zu den siebzig Millionen Sowjetbürgern, die rauchen.

Wir besuchen Michail Tschewken und seine Familie in seiner Ochaer Neubauwohnung. Michail und Raissa Tschewken haben drei Töchter und einen Sohn: die neunzehnjährige Viktoria studiert Bibliothekswissenschaft in Chabarowsk; die achtzehnjährige Marina wird technischer Ingenieur werden für Kontroll- und Meßgeräte; die siebzehnjährige Suljana ist im niwchischen Internat in Nekrassowka in der 10. Klasse; der zwölfjährige Michail geht in Ocha in die 5. Klasse. Kann er niwchisch? „Nein, er lernt in einer russischen Schule, ist der einzige Niwche." Um niwchisch zu lernen, müßte er ebenfalls ins Internat nach Nekrassowka gehen, aber die Eltern wollen sich von ihrem Jüngsten nicht trennen. Vater Tschewken ist Elektroschweißer (Monatslohn 400 Rubel), Mutter Raissa ist Köchin in einem Kindergarten (Monatslohn 180 Rubel). Nicht nur die Vornamen aller Familienmitglieder sind russisch, sondern auch sämtliche Möbel und Gebrauchsgegenstände. Ich finde in keinem Winkelchen der Drei-Zimmer-Wohnung (17 Rubel Miete einschließlich Zentralheizungskosten) Niwchisches: kein Bärenfell, keinen Fell-Wandteppich, keine Fischhaut, Kleidung, kein Fell-Bild..., einfach nichts.

Empfinden Sie sich noch als Niwchen, frage ich. Er: „Ja, obwohl wir unsere Muttersprache selbst nicht sprechen. Suljana ist in unserer Familie die einzige, die niwchisch in der Schule gelernt hat." – Welcher Nationalität sind Ihre Arbeitskollegen, wie verstehen Sie sich mit ihnen? – „Meine Arbeitskollegen sind fast alle Russen, einer ist Ukrainer. Wir verstehen uns gut. In unserer Brigade wird jeder nach seiner Arbeit eingeschätzt und – geschätzt." – Welcher Nationalität sind Ihre Freunde, Ihre Bekannten? – „Am besten verstehen wir uns mit unserer russischen Nachbarfamilie, er ist Fischer, sie Inspektor der Fischaufsicht. Dann sind wir noch befreundet mit einer Niwchenfamilie vom gegenüberliegenden Haus." Sie: „Wir vermissen nichts Niwchisches, es sei denn Jukola, sie ist bei uns sozusagen Defizit-Ware." – Aber, wundere ich mich, Sie dürfen doch als Angehörige der angestammten Bevölkerung Lachse fischen? – „Ja", bestätigt er, „nur habe ich keine Zeit dafür, man müßte deshalb weit wegfahren, zu einer Bucht im Ochotskischen Meer. Dann braucht man ein Boot, ein Netz, wer hat so etwas in der Stadt? Und zum Trocknen des Lachses sind nur ganz bestimmte Gegenden geeignet, zum Beispiel muß es dort viel Sonne und darf es keine Fliegen geben." Sie vermissen nichts Niwchisches, nehme ich Raissa Tschewkens Worte auf. Waren Ihre beiden Töchter Viktoria und Marina so gut in der Schule, daß sie auch dann einen Studienplatz bekommen hätten, wären sie ihrer Nationalität nach keine Niwchen? – Ein Blick von ihr zu ihm, einer von ihm zu ihr... Er: „Nein, ob Sie's glauben oder nicht, das war uns gar nicht richtig bewußt."

Was machen die Tschewkens in der Freizeit? Sie gehen ins Kino, sehen viel fern (in Farbe), lesen. Er bevorzugt historische und Memoirenliteratur, den Schöngeistern glaubt er nichts... Sie liebt besonders die Schriftsteller Boris Polewoi, Boris Wassiljew, Michail Scholochow, Emile Zola, Stefan Zweig. Und Wladimir Sangi, den ersten niwchischen Schriftsteller? Sie: „Mir gefallen die Romane von ihm nicht, denn bei ihm ist alles anders, als es Mutter und Großmutter erzählt haben." („Was nicht verwunderlich ist", erklärt uns Wladimir Sangi später, „vieles war von Stamm zu Stamm ganz unterschiedlich, ich bin aus dem Stamme der Kewongen.")

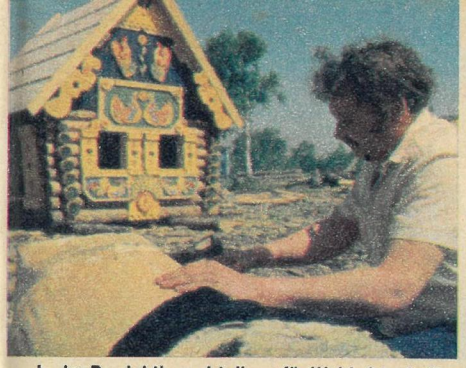
Viele Niwchen, so wird mir auffallen, betrachten Wladimir Sangi, der seit vierzehn Jahren in Moskau lebt – nicht mehr als einen der ihren. Doch da gibt es ein Gedicht, zu dem Wladimir Sangi steht, wie eh und je: Ein Niwche bin ich, ja! / Mich wiegte Flockenwirbel, / ich bin mit der Taiga / seit eh und je auf du und du. / Wo immer ich auch bin, / träumt mir die stolze Zirbel / und hör ich Sturmgeheul / wie meiner Ahnen Ruf. / Landstriche gibt es zwar, / da ist die Erde mollig, / Landstriche gibt's, gewiß, / da reift die Traube süß, / doch dort war ich nur Gast, / der nicht lang bleiben wollte. / Mein heimatlicher Kreis, / du rauher, sei gegrüßt. / Ich trink der Flüsse Quell, / wo unsre Väter schweiften, / und hab auch Meister Petz / im Dickicht schon belauscht; / ich schicke kurzerhand / die Sorgenlast zum Teufel / und fühle, wie das Blut / mir in den Adern rauscht. / Die düstere Taiga / heißt zärtlich mich willkommen. / Mich grüßt der

Drei Generationen von Oroken: Großmutter Anna Semjonowa, Tochter Alexandra Promina und Enkelin Ilona (Mitte).

Neben der Technik legt man auf Sachalin, vor allem in der Landwirtschaft und in der Forstwirtschaft, wieder mehr Wert auf das Pferd.

Besonders die Koreanerinnen züchten Treibhausgemüse.

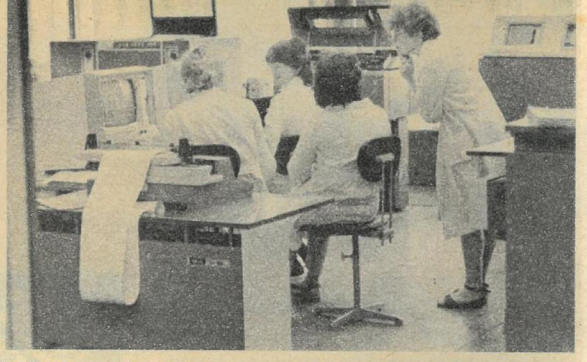
Blick in die nördliche Stadt Ocha, in der das Durchschnittsalter 31 Jahre beträgt.



In der Produktionsabteilung für Waldwirtschaft – auch Spiel-Häuschen für Kindergärten.

Der Koreaner Lichan Tsche Lyle Beb vom Sachaliner Rundfunkkomitee.

Die letzten Boote für die Fischfangsaison 1987 werden startklar gemacht.



Im Rechenzentrum des Jushno-Sachalinsker Projektierungsinstituts.

Wasserlauf / mit seinem muntren Spiel ... / Wo gäb's ein zweites Land / unter der weiten Sonne, / zu dem mein Herz so stark sich hingezogen fühlt!

Insel als Paradies

„Es ist verständlich, warum der Giljak soviel Fett in der Nahrung braucht. Er ißt fettes Robbenfleisch, Lachs, Stör und Walfett mit Fleisch und Blut, das alles in großen Mengen, in rohem, getrocknetem und oft in gefrorenem Zustand."

Anton Tschechow

Wir besuchten Wladimir Sangi in seiner Moskauer Wohnung, natürlich gibt es Jukola. Natürlich? „Meine Verwandten schicken uns regelmäßig Jukola."

Wladimir Sangi empfängt uns im blauen Taiman, einer Art Hauskittel aus Fischhaut, trägt am Gürtel ein mit niwchischen Ornamenten besticktes Beutelchen, einen Cerdolik, angefertigt noch von der Großmutter. In solchen Beutelchen bewahr(t)en die Niwchen Steinchen auf, die von Generation zu Generation an den jeweiligen Stammhalter weitergereicht werden. Wladimir Sangi hat zwei solcher gelb-durchsichtigen Steinchen aus dem Stamme der Kewongen, beide etwa vierhundert Jahre alt. Ich will meinen Augen und Ohren nicht trauen, als er mir eines davon als Geschenk überreicht. Ich entschließe mich erst, diese noch heute für mich unfaßbare Gabe anzunehmen, nachdem mir Wladimir Sangi diese Geschichte erzählt hat: „Bei den Niwchen ist es Tradition, einem verehrten Gast einen Schlittenhund zu schenken. Als eines Tages Tschingis Aitmatow bei mir zu Besuch weilte, wußte ich nicht, was ich ihm schenken sollte, denn ich habe doch in Moskau keine Schlittenhunde. Da fiel mir ein, dem kirgisischen Schriftsteller eine wahre niwchische Geschichte zu schenken. Tschingis Aitmatow schrieb daraufhin die Novelle ‚Scheckiger Hund, der am Meer entlangläuft'." (Tschingis Aitmatow übrigens hat dieser Geschichte eine Widmung vorangestellt, eine Widmung für Wladimir Sangi.) Den zweiten Stein wird eines Tages Poswein erhalten, der elfjährige Sohn, der heute schon, so sein stolzer Vater, allein auf Bärenjagd gehen könnte. Die Tochter Aniwa, sie heißt nach einem Meerbusen auf Sachalin, ist 13 Jahre alt. Über sein Leben erzählt mir der Dreiundfünfzigjährige niwchische Dichter: „Heute weiß ich nicht mehr, was zuerst geboren wurde: der Hunger, die Märchen oder ich. Ich erinnere mich noch gut an den ersten Kriegswinter. Er war sehr kalt und mit immer leerem Magen war er endlos lang. Die Männer unserer Sippe waren in den Krieg gezogen. Die Hunde hatten schon lange keine Leckereien vom Seehund mehr zu fressen bekommen und den Geschmack des zarten, duftenden Trockenfisches ganz vergessen. Sogar die uralten Gespannführer der Siedlung Tschaiwo, die an der allen Stürmen und Nebeln offenen Pila-Kerkk-Küste liegt, besaßen nur noch einige Hunde, weil kein Futter mehr für sie da war.

Meine Großmutter – die Mutter meiner Mutter – wohnte in der Nachbarhütte. Die wie eine Küstenerle ausgetrocknete, schon halb erblindete Frau glaubte fest daran, daß wieder eine Zeit kommen würde, in der die Enkel starke Hunde für ihre Gespanne brauchen würden. So tat Großmutter alles, damit ihr einziger Schlittenhund nicht verhungerte. Eines Tages erhob sich ein gewaltiger Schneesturm. Unsere Hütte wurde bis ans Dach zugeweht. Dunkel war es, und wir wußten bald nicht mehr, war es Tag oder Nacht. Meine rheumakranke Mutter erzählte, um uns von den Gedanken ans Essen abzulenken, wunderbare Märchen von ebenso kleinen Kindern wie ich, die aber vor langer, langer Zeit gelebt hatten, sogar noch vor unserer Großmutter. Aus der Zeit vor dem Krieg hatte sie noch ein Fischernetz. Unser altes Netz riß natürlich immer und immer wieder. Zum Flicken hatten wir kein Garn, doch Großmutter wußte Rat. In unserer Gegend wuchsen viele Brennnesseln. Großmutter trocknete welche an der Sonne oder am Feuer und drehte daraus festes Garn, mit dem wir das Netz flickten. Ich glaube, sie hatte das den Ainu abgeguckt. Abends hüllte mitunter während der Flut dichter Nebel die Bucht ein, es wurde kühl. Großmutter legte dann ein langgestrecktes nächtliches Feuer an, an dem wir uns wärmten und dem trägen Murmeln der Flut lauschten. Dann begann sie oft wundersame Märchen und Tylguren – Erzählungen über ungewöhnliche Ereignisse im Leben der Niwchen – zu erzählen. Sie erzählte solange, bis die Ebbe das Ufer freigab oder ich einschlief.

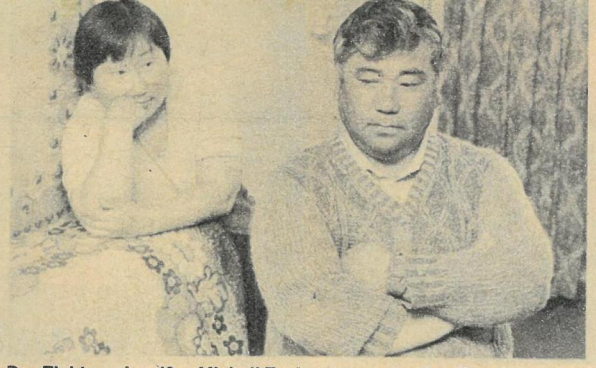
Ein Jahr später kam ich in die Schule. Wir Kinder wohnten in einem riesengroßen Internat. (Heute weiß ich, daß es ein kleines zweistöckiges Haus war.) Während der Schneestürme fauchte der Wind durch alle Ritzen. Da mein Märchenschatz unerschöpflich war, ich aber keine laute Stimme hatte, wurde ich schon bald in die Mitte genommen, dem begehrtesten, weil wärmsten Platz.

1959 wurde ich zur Leningrader Pädagogischen Hochschule ‚Alexander Herzen' delegiert, 1965 habe ich die Höheren Literaturkurse in Moskau absolviert, ab 1974 war ich für zwei Jahre Aspirant am Gorki-Institut für Weltliteratur, gedruckt werde ich seit 1954, mein erstes Buch ‚Legenden der Niwchen' erschien 1961 in Jushno-Sachalinsk. Viele Jahre sind vergangen, aber die Liebe zu den Tylguren und Ngasturen – alte Poeme über die ungewöhnlichen Abenteuer und Heldentaten namenloser Helden – verlöschte nie. Im Gegenteil, ich warte nur darauf, daß der Tif – das ist der Herbst, die Zeit des Werdens der Wege – anbrechen möge und ich mein Hundegespann anschirren kann, wenn ich, mindestens einmal im Jahr, auf Sachalin weile.

Meine Großmutter hat es leider nicht mehr erlebt, daß ihr Enkel Wladimir das Studium abschloß. Sie ist aber in das Mlych-wo – in die jenseitige Welt – eingegangen, in dem festen Glauben an eine bessere Zeit. Und eine solche Zeit ist gekommen. Wahrscheinlich gibt es auf Ychmif keine Siedlung oder Niederlassung, die ich nicht bereist habe. Zusammengetragen habe ich dabei viele Rucksäcke voller Aufzeichnungen, zwanzig Bücher sind bisher von mir erschienen."

Wladimir Sangi lebt sowohl aus privaten als auch aus staatlichen Gründen in Moskau. Die privaten Gründe: Er möchte sich als Schriftsteller gedruckt sehen. „Da sind die Möglichkeiten in Moskau wesentlich größer als auf Sachalin. Ich habe schon niwchisch geschrieben, als es offiziell noch gar keine niwchische Schriftsprache gab. Sowas kann nur ein Verrückter machen oder einer, der auf die Zukunft vertraut. Zu meinem ‚Unglück' war ich da schon mit der Weltliteratur vertraut. Von dieser Höhe herab war es besonders schwer, meine moderne Weltanschauung niwchisch auszudrücken. Zehn Jahre lang wurde ich auf Sachalin nicht gedruckt; denn es gab keine niwchischen Redakteure, keine Korrektoren ... Denken Sie selbst über das Problem weiter nach ... Der Tschuktsche Juri Rytchëu, über den Sie ja auch geschrieben haben, hat es sich leicht gemacht, er hat auf seine Heimatsprache gespuckt und von Anfang an russisch geschrieben. Sie können das ruhig schreiben, Juri kennt meine Meinung darüber. 1974 dann bekam ich das Angebot, in Moskau im Ministerrat der RSFSR als Verantwortlicher für die Entwicklung der Völker des Nordens zu arbeiten. Ich war beauftragt, mich mit den Fragen des Schulwesens und der Kultur der Völker des Nordens zu beschäftigen. Daß heute fast alle nördlichen Völker entweder schon eine Schriftsprache haben oder daß sie ausgearbeitet wird, hat mich viel, viel Kraft gekostet. Anfang der sechziger Jahre nämlich wurden alle Normen der Verfassung über den Haufen geworfen, es begann ein regelrechter Kampf gegen die nichtrussischen Sprachen, nicht nur der nördlichen. Als ich das Herzen-Institut in Leningrad besuchte, wurde dort in vierzehn nördlichen Sprachen unterrichtet, für zehn Sprachen gab es bereits Lehrbücher. Anfang der siebziger Jahre unterrichtete man dort nur noch in vier Sprachen. 1973 habe ich auf einer Konferenz in Tbilissi meine Meinung dazu gesagt. Seitdem galt ich als eine Art Nationalist." – Darf ich Sie trotzdem fragen, warum Sie für so kleine Völker wie zum Beispiel die Oroken eine Schriftsprache für erforderlich halten? – „Als ich mein literarisches Debüt gab, schrieb mir der russische Schriftsteller Konstantin Fedin, daß mir die Ehre zuteil geworden sei, anderen Völkern Herz und Seele meines Volkes nahezubringen. Die Sprache aber, in der die Seele eines Volkes spricht, ist seine Muttersprache, die Sprache der Vorfahren. Sie sagen, die niwchische Sprache käme zwanzig Jahre zu spät. Sie hätte zwanzig Jahre eher da sein können! Aber man war jahrelang nicht bereit, Lehrbücher zu drucken, das betrifft nicht nur die niwchische Schriftsprache. So wurde mir zum Beipiel, als ich noch im Staatsapparat tätig

Startklar müssen spätestens im Juni auch die Räder sein...



Der Elektroschweißer Michail Tschewken und seine Frau Raissa, Köchin in einem Kindergarten – in ihrer Neubauwohnung in Ocha.

Die 1962 gegründete Siedlung Kolendo befindet sich nahe der Erdöl- und Erdgasgewinnung.

war, ein Bericht übergeben, in dem stand, daß die Korjaken auf Kamtschatka freiwillig auf ihre Muttersprache verzichten, eine Abstimmung habe das ergeben. Ich reiste selber hin und stellte fest, daß die Korjaken sehr wohl wollten, daß ihre Kinder korjakisch in der Schule lernen. – Sehen Sie, ich bin auch der Meinung, daß die Niwchen zu wenig Fisch für ihre nationale Küche fangen dürfen. Angenommen, ein Niwche will sich traditionell ernähren, dann würde die ihm erlaubte Menge für einen Monat reichen. – Sie waren in Nekrassowka. Das ist eine sehr schöne Siedlung. Aber warum hat man den neuen Teil hier gebaut, warum ausgerechnet in einem Erdölzentrum? Ich finde die Wahl des Ortes seelenlos." – Aber ich hatte bei unserem Besuch nicht den Eindruck, daß die Niwchen dort so empfinden. – „Sie waren einige Stunden dort, noch dazu als Ausländerin."

– Nun, viele Niwchen haben mir gegenüber aber kein Blatt vor den Mund genommen, wenn Sie zum Ausdruck brachten, daß sie Sie als Abtrünnigen betrachten. – „Neun Jahre lang saß ich zwischen zwei Stühlen. Für meine Landsleute wurde ich ein in Moskau lebender Abtrünniger, für einige meiner Nicht-Landsleute ein – Nationalist. Das Nationalitätenproblem gilt grundsätzlich als gelöst. Im großen ist es das auch! Aber nicht im kleinen. Und das Kleine ist groß für uns Kleine." – Was ist Sachalin heute für Sie? – „Wenn es ein Paradies auf Erden geben sollte, so ist es für mich Sachalin." – Warum kehren Sie nicht in ihr Paradies zurück? – „Ich spüre, daß man mich auf Sachalin nicht mehr liebt." – Liegt Ihre Unentschiedenheit vielleicht auch daran, daß Ihre russische Frau in Moskau bleiben will? – „Nein, und nochmals nein. Ich habe meine Frau auf Sachalin kennengelernt. Sie hat mich als Krankenschwester gepflegt, als ich halb erfroren einem weißen Fuchs zu weit nachgejagt und in einen Schneesturm geraten war. Meine Frau ist eine Nordländerin, sie gerbt Felle und nimmt Seelöwen aus wie eine echte Niwchin." (Von Alla Pawlowna weiß ich längst, daß sie lieber heute als morgen nach Sachalin zurückkehren würde.) – Und die Kinder? – „Beide Kinder haben wir in niwchischer Tradition erzogen, sie sehen Sachalin als ihre Heimat an." – Wann schreiben Sie mir aus Ihrer Heimat? – „Bald, ich glaube, sehr bald."

Insel
mit 317 Oroken

„Außer den Giljaken lebt in Nord-Sachalin noch eine kleine Zahl von Oroken... vom Stamme der Tungusen. Da man aber in der Kolonie von ihnen kaum etwas hört und es in ihrem Verbreitungsgebiet noch keine russischen Siedlungen gibt, so beschränke ich mich nur auf ihre Erwähnung."
Anton Tschechow

In einem „Studienmaterial zur Geschichte und Ethnographie der Bevölkerung des Sachaliner Gebiets", in Jushno-Sachalinsk erschienen, findet sich über die Oroken fast hundert Jahre später der Satz: „Es hat sich so ergeben, daß diese eigenständige Völkerschaft irgendwie den Augen sowohl der vorrevolutionären als auch der sowjetischen Wissenschaftler entgangen ist." Frau Dr. Schubina, Mitarbeiterin des Jushno-Sachalinsker Heimatkundemuseums, machte sich deshalb auf den Weg, Gegenstände der geistigen und materiellen Kultur dieser Völkerschaft zusammenzutragen. Profitieren wir davon: „Die Selbstbezeichnung der Oroken ist ‚Ulta', sie sind die kleinste Völkerschaft des Nordens. In sprachlicher Hinsicht gehören sie zum südlichen Zweig der tungusisch-mandschurischen Sprachgruppe. Heute wohnen sie nur noch auf Sachalin, vorwiegend im nordöstlichen Teil der Insel, in der Siedlung Wal des Rayons Nogliki, und an der Küste der Terpenija-Bucht, in der Nähe der Stadt Poronaisk. In der Vergangenheit lebte diese Völkerschaft auf dem Festland, das an das Ochotskische Meer anschließt. Offenbar ging die Übersiedlung der Vorfahren der heutigen Oroken auf Sachalin nicht später als zu Beginn des 17. Jahrhunderts vor sich."
Die Oroken – das fand ich in keinem deutschsprachigen Lexikon – sind seit jeher Rentierzüchter. Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts nomadisierten sie im östlichen Teil Nordsachalins in kleinen Gruppen. In der warmen Jahreszeit hielten sie sich in der Nähe der Meeresbuchten, Lagunen und Mündungen der von Fischen zum Laichen bevorzugten Flüsse auf. Die Rentierherden der Oroken waren klein, betrugen etwa zwanzig bis dreißig Stück pro Wirtschaft. Daher wurde das Hausren nur selten geschlachtet, es war vor allem als Transporttier geschätzt. Mit dem ersten Schnee begann die Jagdsaison, die dann parallel zum Weiden der Rentiere die Hauptbeschäftigung der Oroken war. Die Niwchen bezeugen den Oroken eine hohe Meisterschaft bei der Jagd vor allem des wilden Ren, des Bären und der Pelztiere. Bei den Oroken wurden grundsätzlich nur so viele Tiere erlegt, wie man für die allernächste Zeit benötigte.
Frau Dr. Schubina: „Die konkrete Menge hing von drei Faktoren ab: Von der Art des Tieres, der Anzahl der Esser und der Jahreszeit. Wollten die ungestümen jungen Oroken mehr schießen, als unbedingt nötig war, bekamen sie es mit den Alten zu tun. Mehr als zwei bis drei Abschüsse erlaubten sie ihnen nicht. Ja, im Sommer gestatteten die Alten nur soviel Vorrat zu schießen, daß es für das nächste Frühstück oder Mittagessen oder Abendessen reichte, damit nur ja nichts verderbe. Tiere zu töten, nur um zu töten, galt als größte Sünde. Wir haben dies als ökologische Erziehung der Jungen anzusehen. Die Oroken sind ähnlich vieler anderer nördlicher Völkerschaften kenntnisreiche ‚natürliche Ökologen'."
Bevor wir nach Ocha zurückfliegen, macht Antonina Natschjotkina mit uns noch schnell einen Ausflug zu den Eisschollen – Schuga nennen sie die Niwchen – des Ochotskischen Meeres. Am Strand des Pila Kerkk (zum Baden zu jeder Jahreszeit zu kalt) geht jeder von uns ein Stück seines Weges und seinen Gedanken nach. Ich bin mit den meinen bei den drei Orokinnen aus dem Dorf Nekrassowka, bei Großmutter, Tochter und Enkelin. Da ist die zweiundsiebzigjährige Großmutter Anna Semjonowa, der ich bei unserer ersten Begegnung unbedenklich hundert Jahre gegeben hätte. Im Rampenlicht dann auf der Bühne des Ensembles „Pilaken", schien sie um ganze fünfzig Jahre verjüngt, so hingebungs- und temperamentvoll führte sie alt-orokische Tänze vor. Vierzig Jahre lang war sie die Lehrerin im Dorf, für russische Sprache und Literatur, verheiratet mit einem Russen. Da ist ihre Tochter Alexandra Promina, ebenfalls mit einem Russen verheiratet, tätig als Sekretärin im Parteі-Exekutivkomitee. Und da ist die Enkelin Ilona, die in die 10. Klasse geht, sie bekennt: „Um meinen Studienplatz zu sichern, habe ich als Nationalität Orokin angegeben, zur anderen Hälfte fühle ich mich aber durchaus als Russin." Alle drei sprechen orokisch, Großmutter hat dafür gesorgt; gegenwärtig steht die Erarbeitung einer orokischen Schriftsprache (für 317 Oroken!) vor ihrem Abschluß.
Ich interessiere mich besonders für das Verhalten von Großmutter, Tochter und Enkelin untereinander. Und ich sehe – wie bei den Niwchen – ist die altersmäßige Unterordnung bis auf den heutigen Tag eine der Hauptnormen der moralisch-ethnischen Beziehungen. „Allgemein anerkannte Tugenden", sagte Großmutter Anna, „sind Achtung der Eltern und Älteren, besonders der Alten. Den Kindern ist vorgeschrieben, Mutter und Vater gleichermaßen zu achten und zu ehren, ebenso gleichberechtigt die älteren Brüder und Schwestern. Dann folgen bei uns Oroken als Verhaltensnormen Arbeitsliebe und Fleiß, Einhalten der traditionellen Normen, Ehrlichkeit, und nicht zuletzt die stete Bereitschaft, dem Nächsten zu helfen. Bei uns Oroken gibt es bis heute den Brauch, einige Arten an Beute unbedingt zwischen den Bewohnern der Siedlung aufzuteilen, eine Tradition, die leider bei den heutigen Fangquoten ganz unberücksichtigt bleibt. Dieses alte Relikt wird als moralische Pflicht bereits den Kindern anerzogen. Und dann ist bei uns fremdes Eigentum seit jeher unantastbar; Diebstahl ist eine unauslöschliche Schande. Ferner sind stets Reisende aufzunehmen und zu beköstigen. Sind die Eltern nicht im Hause, müssen die Kinder dazu unbedingt in der Lage sein."
Schade, für einen Flug nach Poronaisk hat die Zeit beim besten Willen nicht gereicht, zu gern hätte ich die Oroken zusammen mit ihren Rentieren erlebt; denn, so Frau Schubina: „Die Bezeichnung Oroken ist auf die Bezeichnung des Hausrens ‚Oro' zurückzuführen, so daß Oroken ‚Rentiervolk' oder ‚Rentierhalter' heißt. Das lange Leben unter Inselbedingungen brachte eine Reihe einmaliger Züge ihrer Kultur im Vergleich zu den Rentierzüchtern des Festlandes hervor."

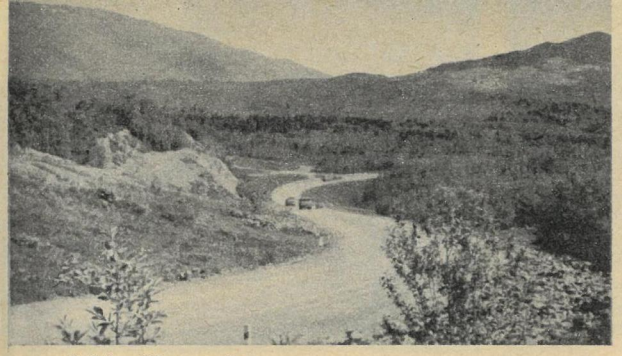
Generaldirektor Iwan Pawljuk, Verwaltungsbereich Erdöl/Erdgas.

Regengeschütztes Terrassencafé in Jushno-Sachalinsk, gleich neben dem Hotel.

Sturmgepeitschter Wald im Norden nahe des Meeres.

Aus privaten Treibhäusern, eine Rose im Süden für 3 Rubel.

Viele Darbietungen zum Volksfest im Naherholungspark von Jushno-Sachalinsk: Kabarett, Gedichte, Lieder, Chöre, Kinderbelustigungen, Grenzhunde-Dressuren, Go-Car-Rennen und Breakdance.



Auf dem Weg von Ocha zu den Erdölfeldern bei Kolendo.

Der alte Teil von Nekrassowka mit Fernsehanschluß in jedem Haus, bevorzugtes Transportmittel ist hier das Motorrad.

Der Koreaner Il son Il beim Netzeflicken als private Erwerbstätigkeit.

Insel der Enkel

„Bis zum Jahre 1888 war den Personen, die die Bauernrechte erhalten hatten, das Verlassen Sachalins verboten… „Das Verbleiben auf Lebenszeit in den Kolonien und deren Aufblühen hängen nicht von Verboten oder Befehlen ab, sondern von dem Vorhandensein von Bedingungen, die, wenn nicht den Verbannten selbst, so doch deren Kindern und Enkeln ein ruhiges und gesichertes Leben garantieren."

Anton Tschechow

„Als nach 1945 Angehörige vieler sowjetischer Nationen und Völkerschaften nach Sachalin kamen, mußten sie mit Trockenkartoffeln, ja sogar mit getrockneten roten Rüben vorliebnehmen – was für Bedingungen…", sagt Nikolai Seltuk, Direktor des Sowchos „Treibhaus", mit dem wir an unserem letzten Aufenthaltstag verabredet sind. Er erzählt uns über Ackerbau, Viehzucht und Treibhauswirtschaft, kurzum von „Bedingungen, die, wenn nicht den Verbannten selbst, so doch deren Kindern und Enkeln ein gesichertes Leben garantieren": „1945", sagt Nikolai Seltuk, „wurden fast alle Lebensmittel vom Festland gebracht. Heute versorgen wir Südsachaliner nicht nur ganz Sachalin, sondern senden sogar jährlich je tausend Tonnen Mohrrüben und rote Beete zum Festland. Wir halten in Südsachalin Rinder und Schweine, außerdem gibt es zwei Geflügelkomplexe. Unsere Treibhauswirtschaft wurde 1972 gegründet, auf völlig „nacktem" Boden, lediglich Flugenten wurden hier früher gejagt. Heute ernten wir auf 130 Hektar offener Fläche: Mohrrüben, Frühkohl, Kohl, Blumenkohl, Salat, Zwiebeln, Radieschen, Dill, Petersilie, Sauerampfer. Seit 1973 haben wir auch Wintertreibhäuser, die das ganze Jahr über Vitamine liefern. Da wir inzwischen zur Eigenfinanzierung übergegangen sind, können wir niemand anders mehr als uns selbst für vorhandene Mängel verantwortlich machen. So steht gegenwärtig für jeden Einwohner Sachalins leider nur eine Treibhausfläche von 0,06 Quadratmetern zur Verfügung, unser Ziel ist 0,5 Quadratmeter zu erreichen. Wie wenig auch die für uns regelrecht ein Kampfziel darstellenden 0,5 Quadratmeter sind, mag Ihnen dieses Beispiel zeigen: In den Baltischen Republiken sind für jeden Einwohner 10 Quadratmeter in Wintertreibhäusern berechnet. Die Kosten für die Wintertreibhäuser sind auf Sachalin enorm hoch. Unsere Pflanzen werden durch Knopfdruck gegossen, unsere Wintertreibhäuser durch Druck aufs Knöpfchen erwärmt."

Nicht ohne Stolz nehme ich zur Kenntnis, daß die wesentlichen Aggregate des Treibhauskraftwerkes aus meiner Heimat stammen. Was ich im Sowchos „Treibhaus" nicht verstehe, ist, daß die Tomaten – obwohl der Bedarf bis jetzt nicht einmal annähernd gedeckt werden kann – mindestens vier Zentimeter Durchmesser haben sollen, wenn sie als Plan-Haben abgerechnet werden wollen; klein, aber oho, bei den runden Roten gilt das nicht.

Wir wissen schon, daß sechs Prozent der Sachaliner Bevölkerung in der Landwirtschaft beschäftigt sind, und auch für die Niwchen gilt heute nicht mehr, was Anton Tschechow damals schrieb: „Nach dem Zeugnis von Newelskoi halten die Giljaken den Ackerbau für eine große Sünde; wer den Boden umzugraben beginnt oder etwas anpflanzt, der muß unbedingt sterben." Im Norden haben heute auch Niwchen schon ihr kleines privates Treibhaus.

Unsere unwiderruflich letzte Verabredung haben wir mit Pjotr Iwanowitsch Tretjakow, dem Ersten Sekretär des Gebietsparteikomitees Sachalin.

FREIE WELT *Pjotr Iwanowitsch, wir möchten Ihnen erst einmal sagen, wie glücklich wir sind, viele Ihrer Insel-Bewohner kennengelernt zu haben.*

Pjotr Tretjakow Leider waren Sie nur kurze Zeit bei uns. Doch Ihrem Reiseplan habe ich entnommen, daß Sie trotzdem viel gesehen und sicherlich auch erfahren haben. Welche Auskünfte kann ich Ihnen noch geben?

FREIE WELT *Wir würden uns gern mit Ihnen über einige Aspekte der Nationalitätenpolitik unterhalten. Seit einigen Jahrhunderten schon leben auf Sachalin Niwchen und Oroken. Diesen beiden Nordvölkern wurde auch nach der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution keine Staatlichkeit zugebilligt.*

Pjotr Tretjakow Nur 0,2 Prozent der sowjetischen Völker sind so klein, daß sie keine eigene nationale Staatlichkeit haben, die meisten davon sind Völker des Nordens, zu denen auch die Fernostvölker zählen. Die angestammten Niwchen und Oroken leben hier gleichberechtigt mit Vertretern von etwa achtzig zugewanderten Nationen und Völkerschaften zusammen.

FREIE WELT *Gleichberechtigt? Sind sie nicht sogar mehrberechtigt durch die Privilegien, die sie als angestammte Völkerschaften genießen? Könnten Sie diese Sonderrechte bitte einmal zusammenfassend erläutern?*

Pjotr Tretjakow Niwchen und Oroken genießen die volle Versorgung vom Staat bis zum Abschluß der Berufsausbildung oder des Studiums – wenn sie staatliche Einrichtungen besuchen: den Kindergarten, das Internat, die Hochschule. Das heißt, Angehörige dieser beiden Völkerschaften brauchen weder für die Unterkunft noch für die Verpflegung noch für die Kleidung etwas zu bezahlen. – Dann dürfen Angehörige der angestammten Bevölkerung eine festgelegte Menge Keta- und Buckellachs und eine ebenfalls genau bestimmte Anzahl an Meerestieren, zum Beispiel den Seehund, für ihre nationale Küche fangen. Damit soll gewährleistet sein, daß sie an ihren traditionellen Eßgewohnheiten festhalten können. – Ferner ist jedem Niwchen und Oroken, der studieren möchte, ein Studienplatz garantiert, auch wenn er schlechtere Zensuren hat als sein nichtangestammter Mitbewerber. – Außerdem erhalten Niwchen und Oroken alle Medikamente kostenlos. – Und: Wie auch alle zugereisten Bewohner Sachalins bekommen Niwchen und Oroken als Zuschlag zum normalen Gehalt den fernöstlichen Koeffizienten – auf Sachalin beträgt er achtzig Prozent.

FREIE WELT *Wir haben Niwchen kennengelernt, die einige Bevorzugungen sieben Jahrzehnte nach der Revolution für nicht mehr angebracht halten, zum Beispiel den garantierten Studienplatz, den Lohnzuschlag …*

Pjotr Tretjakow Ja, ich weiß von dieser Tendenz. Mit zunehmender Bildung und Kultur bringt jedes Volk seine eigene Intelligenz hervor, und da wächst auch das nationale Selbstbewußtsein, der Stolz, gerade dieser oder jener Nation anzugehören. Gerade das ist auch ein Ziel vieler unserer Bemühungen.

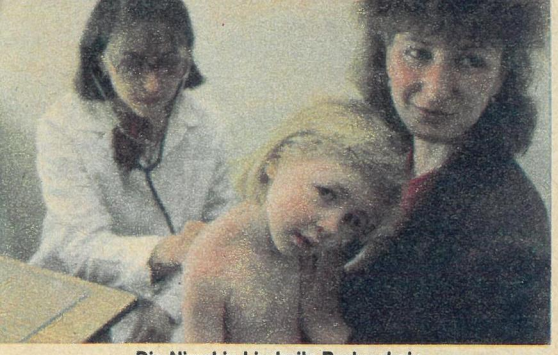
FREIE WELT *Vielmals wies Lenin darauf hin, in der nationalen Frage mit viel Feingefühl vorzugehen. Ist es denn heute noch angebracht, alle genannten Privilegien beizubehalten?*

Pjotr Tretjakow Ich glaube schon, daß der Tag kommen wird, wo es das Feingefühl gebietet, einige Privilegien abzuschaffen. Aber ich meine nicht, daß dieser Zeitpunkt schon herangereift ist. Bis jetzt ist es doch der kleinere Teil, der sie ablehnt. Sehen Sie, die finanziellen Vergünstigungen sollen für die kleinen Völker auch Ansporn sein, sich mehr Kinder anzuschaffen. Außerdem müssen wir doch offen eingestehen, daß die Zivilisation den angestammten Völkern nicht nur Gutes gebracht hat. Überlegen Sie einmal, mit welcher Plötzlichkeit die Industrialisierung über sie hereingebrochen ist. Völker, die jahrhundertelang so eins mit der Natur waren, empfinden das besonders stark. Leider aber können wir zum Beispiel die Fundorte der Bodenschätze nicht verlegen. Schon allein deshalb haben sie jede Art Fürsorglichkeit mehr als verdient.

FREIE WELT *Einige Niwchen äußerten uns gegenüber, daß die Fangquote für Fische und Meerestiere für eine traditionelle Ernährung nicht ausreichend sei.*

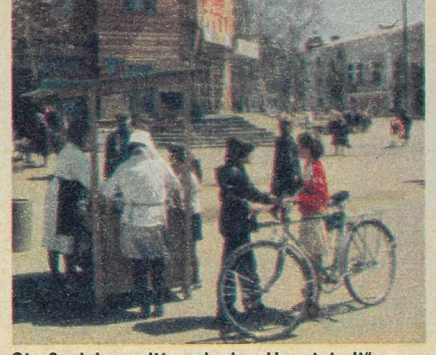
Pjotr Tretjakow Nun, ich kann mir heute keinen Niwchen mehr vorstellen, der von morgens bis abends Fisch essen möchte. Diese Ernährungsweise war doch aus der Not heraus geboren. Wenn uns jedoch Ärzte oder Wissenschaftler sagen, daß die genehmigte Menge für eine gesunde Lebensweise der Niwchen nicht ausreichend ist, dann wird es höchste Zeit, daß wir darüber nachdenken. Zu Recht sagen wir, daß die Nationalitätenfrage in unserem multinationalen Staat als gelöst anzusehen ist. Das heißt doch aber nicht, daß in den nationalen Prozessen verschiedenerlei Probleme auftreten können.

FREIE WELT *Würden Sie einräumen, daß man heute im Zusammenhang mit der Strategie der Beschleunigung der sozialökonomischen Entwicklung eher bereit ist,*

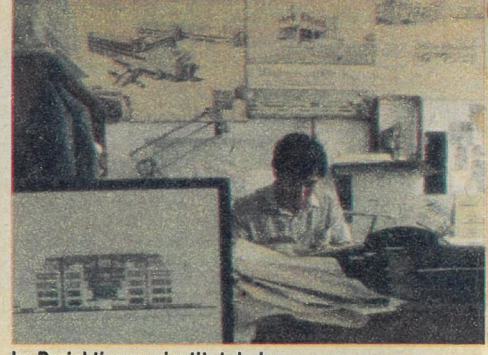


Die Niwchin Ljudmila Rudynskaja ist Kinderärztin in Ocha.

Pjotr Istratow – Vorsitzender der Fisch-Kollektivwirtschaft in Cholmsk.



Straßenleben mittags in der „Hauptstadt" des Nordens, in Ocha.



Im Projektierungsinstitut: jedes Gebäude mit Erdbebenanker.

Die Landschaften im Norden und Süden Sachalins unterscheiden sich so, daß man annehmen könnte, in zwei verschiedenen Ländern zu sein. Hier im Norden kostet eine Rose dann auch das Doppelte.

„Unser erster Niwche“: Stanislaw Zikrik.

Das Schauspiel-Theater von Jushno-Sachalinsk, auf dem Programm: Dostojewski.

Im Schulmuseum des Internats von Nekrassowka: ein niwchischer Frauen-Chalat.

auch die in der Nationalitätenpolitik auftretenden Probleme überhaupt als Probleme anzusehen?

Pjotr Tretjakow Ja, da muß man einerseits wohl zustimmen. Andererseits aber wird nun einmal jede Entwicklungsetappe neue Probleme aufwerfen. Das zaristische Rußland wurde Völkergefängnis genannt. Die Revolution und der Sozialismus haben Schluß gemacht mit nationaler Unterdrückung und Ungleichheit, sie haben allen Nationen und Völkerschaften wirtschaftlichen und geistigen Fortschritt gebracht. Ehemals rückständige Völker besitzen heute eine entwickelte Industrie und eine moderne Sozialstruktur, sie haben ein hohes kulturelles Niveau erreicht.

FREIE WELT *Die meisten Niwchen sind Fischer…*

Pjotr Tretjakow …die sich ohne große Schwierigkeiten an neue, industrielle Fangmethoden gewöhnt haben.

FREIE WELT *Die meisten Oroken betreiben Rentierzucht.*

Pjotr Tretjakow Alle Traditionsformen sollten für gemeinsame Erfolge genutzt werden. Wer von den Zugereisten versteht schon etwas von der schweren Arbeit des Rentierzüchters.

FREIE WELT *Doch kein Volk sollte den Aspekt der einheitlichen sowjetischen Volkswirtschaft außer acht lassen.*

Pjotr Tretjakow Kein Volk darf nur seine nationalen Interessen sehen, sondern muß immer das Sowjetland als Ganzes im Auge haben. Die Nationalitätenfrage darf nicht auf sprachliche und kulturhistorische Fragen beschränkt sein. Wichtig ist, daß die nationalen Traditionen auf allen Gebieten mit konsequentem Internationalismus und internationalistischer Erziehung einhergehen.

FREIE WELT *In Nekrassowka hörte ich von einer Orokin das Sprichwort „Wer sein Volk nicht liebt, hat auch kein Herz für ein anderes“.*

Pjotr Tretjakow Da sagen die Oroken mit schöner Selbstverständlichkeit, daß wahrer Internationalismus und wahre Völkerfreundschaft lediglich gedeihen unter hoher Beachtung der Würde, Ehre, Kultur, Sprache, Geschichte, Lebensweise eines jeden Volkes. Wir haben eine Zeitlang die Tatsache außer acht gelassen, daß jede neue Generation im multinationalen Sowjetstaat ihre eigene Schule des Lebens durchlaufen muß. Wir sind fälschlicherweise davon ausgegangen, einmal gelehrt, für alle Zeiten gelehrt. Aber es hat sich herausgestellt, daß die Kinder und Enkel oft nicht einmal wissen, auf welchen Wegen ihre Väter und Großväter den heutigen erstaunlichen Entwicklungsweg erreicht haben.

Text: Gisela Reller; Bild: Detlev Steinberg; Betreuung: Nina Charitonowa, APN; Nachdichtungen: Johann Warkentin; Karte: Jochen Arfert; Rätsel: Manfred Thaler; Recherchen: Rosa-Maria Karnopp; Gestaltung: Horst Wustrau.

Zur gleichen Zeit wie in Berlin (siehe rechts) fanden in anderen Städten der DDR weitere DSF-Bezirksdelegiertenkonferenzen statt. FREIE WELT war dabei und notierte:

● **GERA.** Damit im 40. Jahr der DDR die Serienfertigung des 1-Mbit-Schaltkreises erfolgen kann, planen die ZEISS-Forscher, gemeinsam mit ihren Kooperationspartnern ein überbetriebliches DSF-Objekt „Hochleistungsobjektive" zu bilden.

● **DRESDEN.** Auf Initiative des Antifaschisten Fritz Ehrlich spielte 1925 eine sowjetische Fußballelf in Pirna. Schüler der dortigen „Fritz Ehrlich"-OS wollen noch lebende Mannschaftsmitglieder oder Angehörige suchen.

● **LEIPZIG.** Ausgezeichnete Arbeit leistet das Volkskunstkollektiv „Ensemble DSF" der Bezirksstadt. Es erfreute 1987 in 232 Veranstaltungen 44 070 Bürger des Bezirkes und Sowjetsoldaten.

● **SCHWERIN.** Der jährliche Arbeitskräfteaustausch zwischen der LPG (T) Jürgenshagen und dem estnischen Kolchos „Lenin" hilft, in der täglichen gemeinsamen Arbeit neue Methoden bei der Tierfütterung zu studieren.

● **COTTBUS.** Die Grundeinheit des Feierabend- und Pflegeheimes „Fritz Kube" in Hoyerswerda zeichnete sich durch eine sehr gute Betreuung von UdSSR-Touristen aus und wurde dafür vom Reisebüro der DDR gelobt.

● **SUHL.** Erfahrungen der Thüringer werden in Betrieben des Partnergebietes Kaluga genutzt; so stecken in den Erzeugnissen des dortigen Werkes für Autoelektrik auch Neuererideen aus dem Suhler VEB Feinmeß.

● **FRANKFURT/ODER.** Eine Rekord-Besucherzahl gab es im Oderbezirk 1987 während der Woche des sowjetischen Filmes: Zu den insgesamt 620 Filmvorführungen kamen fast 83 000 Kinofreunde.

● **HALLE.** Alle zehn Mitarbeiter von Bäckermeister Möley aus Wolfen haben sich zur aktiven Freundschaft mit der Sowjetunion bekannt. In seinem privaten Handwerksbetrieb wurde eine DSF-Grundeinheit gebildet.

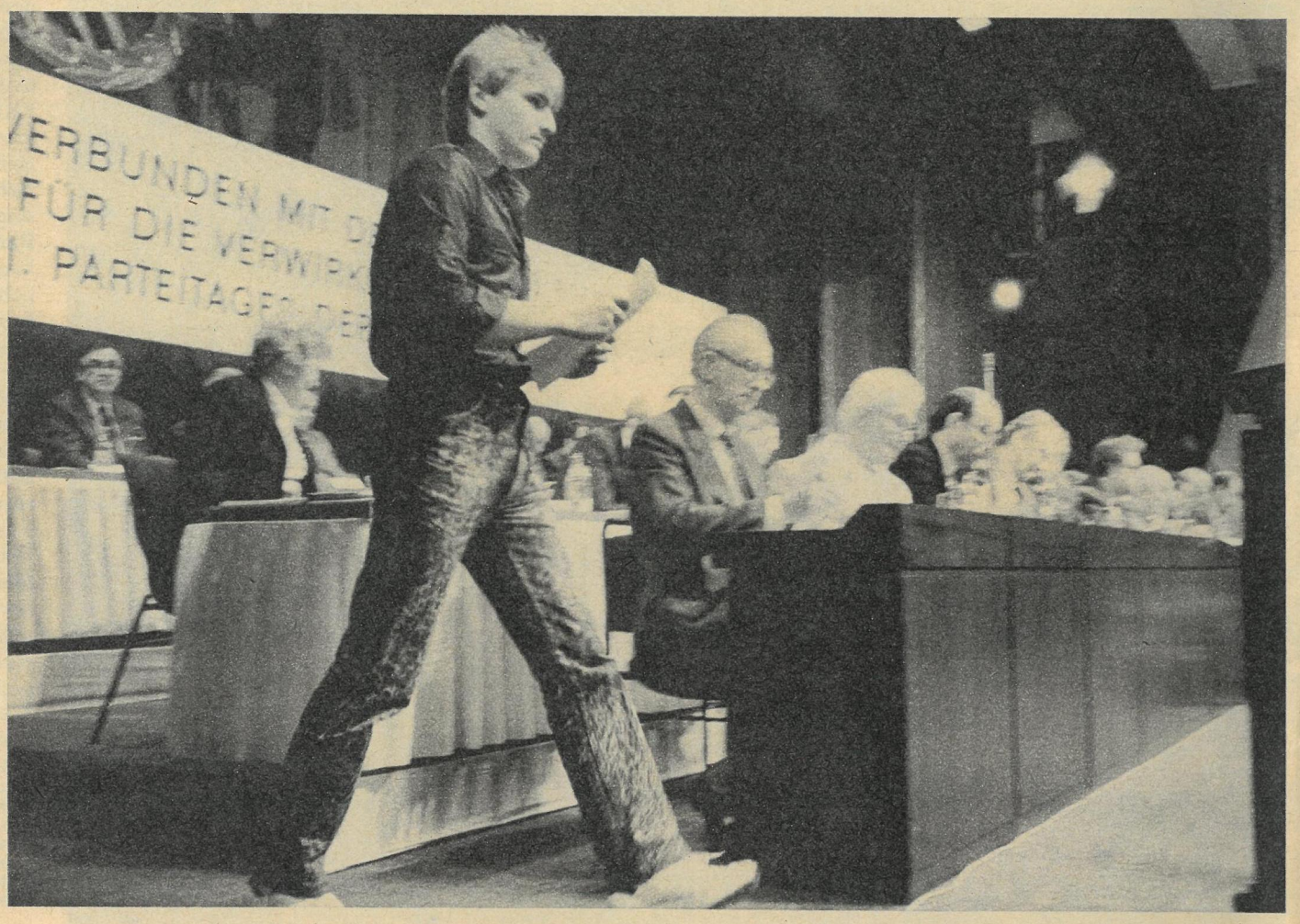
● **POTSDAM.** Die Freunde im Wohnbezirk 32 der Bezirksstadt riefen zu einer Gemeinschaftsaktion auf. 70 Bürger überbrachten sowjetischen Soldaten über 500 Freundschaftsgeschenke.

● **ERFURT.** Für die 43 SU-Absolventen im VEB Mikroelektronik „Karl Marx" bildet die noch engere Zusammenarbeit mit den Partnern in Vilnius und Moskau ein neues Bewährungsfeld.

Der Blonde im Blauhemd

Er wird ein Mann in den besten Jahren sein, wenn das dritte Jahrtausend beginnt. Jetzt jedenfalls ist der aufgeweckte, lebhafte Blondschopf erst 23. Ein großer Junge aus gutem Hause: der Vater – im Staatsdienst tätig – hat Maurer gelernt, die Mutter – in der Datenverarbeitung beschäftigt – ist Polsterer von Beruf. Mathias Krüger hat in einem der traditionsreichsten Berliner Betriebe seine Ausbildung erhalten, im VEB Elektrokohle. Er ist Facharbeiter für Anlagentechnik und zugleich FDJ-Sekretär der Jugendbrigade „Maurice Thorez" im Meisterbereich Winkler. Drei Jahre Armee liegen hinter ihm, er diente als Flugzeugmechaniker bei unseren Luftstreitkräften. Jetzt hat er den Antrag gestellt, Kandidat der Partei seiner Klasse zu werden. Auf der Berliner Bezirksdelegiertenkonferenz der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft war Mathias der erste Diskussionsredner. Im Blauhemd stand er im Großen Saal des Hauses der sowjetischen Wissenschaft und Kultur am Rednerpult, sprach über Höhen und Tiefen im Leben seiner Brigade, um dann zu sagen: „Heute sind wir ein recht gefestigtes, fachlich angesehenes Jugendkollektiv und erfüllen Tag für Tag und Monat für Monat unseren Plan." Dazu gehört bei Elektrokohle Erdgas. Jährlich 20 Millionen Kubikmeter. Eine Menge, die ausreicht, um eine Stadt von 600 000 Einwohnern komplett zu versorgen. Das Erdgas kommt aus der Sowjetunion. Die DSF-Grundeinheit von Elektrokohle hat sich das Ziel gestellt, bis zum 13. Kongreß eine Einsparung von 600 000 Kubikmetern zu erreichen. Noch in diesem Monat wird das Freundschaftsobjekt Rauchgasentteerungsanlage den Probebetrieb aufnehmen. „Das ist", sagte Mathias, „ein echter Beitrag zur Verbesserung der Umweltbedingungen für rund 70 000 Bürger der umliegenden Wohngebiete, und wir können dann noch sparsamer mit dem Erdgas aus Freundesland umgehen." Natürlich sprach Mathias Krüger auch über die vielfältigen Aktivitäten lebendiger Freundschaftsarbeit in seinem Betrieb: „In den letzten Jahren wurden 48 Freundschaftstreffen mit sowjetischen Touristen und Komsomolzen aus Karlshorst sowie viele Erfahrungsaustausche mit sowjetischen Spezialisten durchgeführt. Insgesamt nahmen an diesen Begegnungen mehr als 3000 Freunde aus der Sowjetunion und unserem Betrieb teil. Das hat wesentlich dazu beigetragen, die Freundschaft mit dem Lande Lenins zu vertiefen und uns mit dem Prozeß der Umgestaltung in der UdSSR vertraut zu machen." Es gelte, hatte der bisherige Bezirksvorsitzende Prof. Dr. Günter Feudel in seinem Rechenschaftsbericht gesagt, ein lebendiges Bild der Sowjetunion zu vermitteln, getreu den besten revolutionären Traditionen, im Thälmannschen Sinne. Präsident Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED, betonte im Schlußwort, daß es in Vorbereitung des 40. Jahrestages der DDR auch für die Freundschaftsgesellschaft darauf ankomme, Entstehung und Entwicklung des ersten deutschen Arbeiter-und-Bauern-Staates im engen Schulterschluß mit den sowjetischen Kampfgefährten darzulegen und damit sozialistisches Geschichtsbewußtsein vertiefen zu helfen.

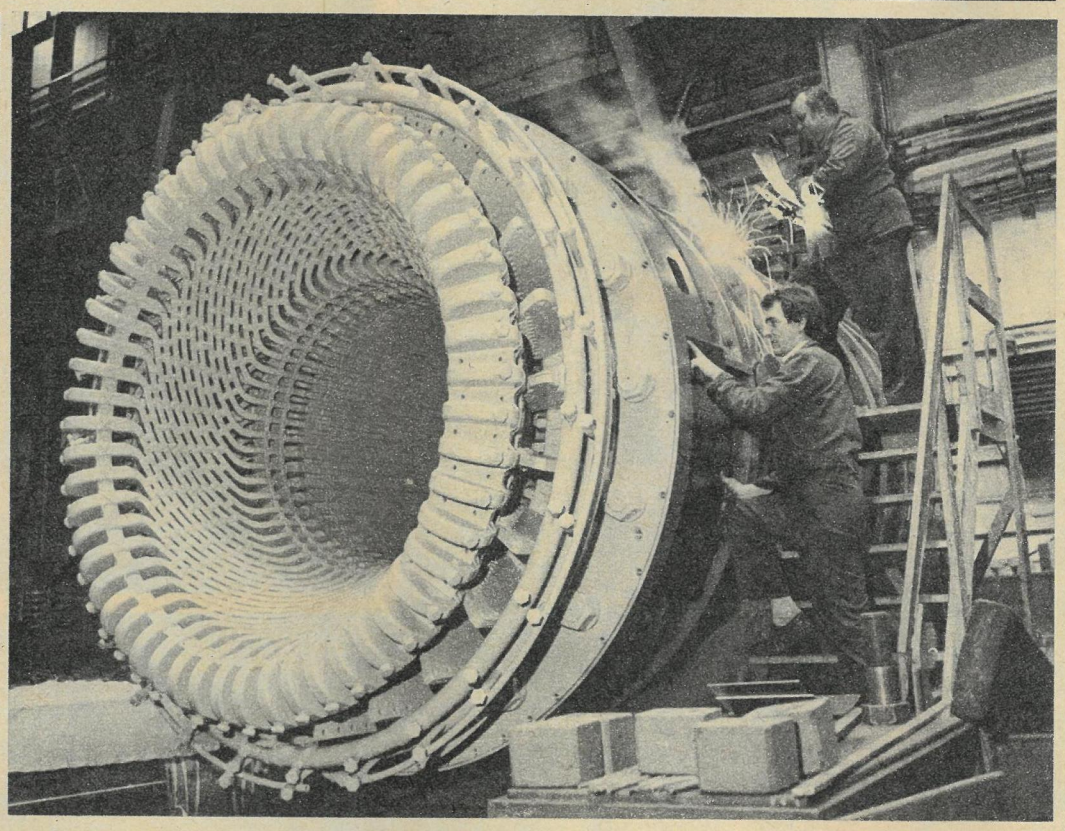
Horst Goldschmidt (Text)
Detlev Steinberg (Fotos)



Der Blick nach Osten

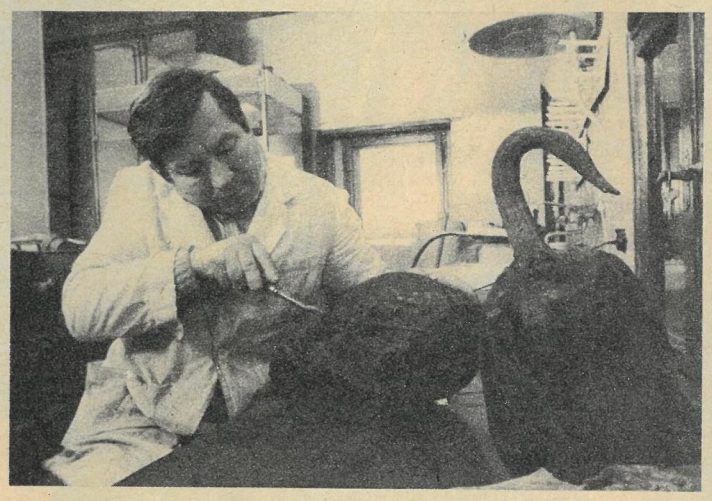
1926 erscheint erstmals ein Artikel von Carl v. Ossietzky in der „Weltbühne", der renommierten Wochenschrift für Politik, Kunst und Wirtschaft. Im gleichen Jahr noch übernimmt der 37jährige linksbürgerliche Intellektuelle die Leitung des Blättchens, bis ihn die Faschisten in der Reichstagsbrandnacht verhaften. Das geistige Ringen um die Wahrheit über die Sowjetunion durchzieht das gesamte publizistische Werk Ossietzkys, immer wieder richtet er seinen kritischen, aber verstehenden Blick nach Osten. Seine Stimme außerhalb des Chors der Lügner ist kräftig und findet Ohren. Er schreibt in der Weltbühne 16/1928: „Ein ökonomischer Furor hat sie alle ergriffen, Bauern, Arbeiter, Bürger, selbst das parasitäre Soldatengeschöpf schwitzt über Schreibtafel und Rechenmaschine." Und auch die lebhaften Friedensbemühungen des noch jungen Sowjetstaates begleitet der Pazifist publizistisch. Als beispielsweise Litwinow auf der Abrüstungskonferenz in Genf im November 1927 den Text einer Konvention über totale Abrüstung vorlegt und Regierungen wie Völker auffordert, den Wahnsinn des Wettrüstens zu beenden, erntet er nur Hohn und Spott. Carl v. Ossietzky: „Es ist allzu billig zu sagen, Moskau habe nur bluffen wollen, Litwinow habe das radikale Entwaffnungsprogramm nur entwickeln können, weil er vor einer ernsten Zustimmung, geschweige denn Annahme sicher war", bemerkt er in der Weltbühne 49/1927. „In die verfahrenen, verheuchelten Abrüstungsdebatten hat die russische Radikalforderung einen neuen Klang gebracht." Ende 1936 wird dem zwar formell aus dem KZ entlassenen, aber noch immer unter Gestapo-Bewachung befindlichen todkranken Ossietzky der Friedensnobelpreis verliehen. Am 4. Mai 1938, kurz nach 15 Uhr, stirbt er in einem Berliner Krankenhaus. Die „Prawda" bringt einen Nachruf, in dem es heißt: „Der endlosen Kette von Verbrechen des Hitlerfaschismus wurde ein neues, ungeheuerliches hinzugefügt. Die ganze fortschrittliche Menschheit wird den Namen Ossietzkys, dieses kühnen und unerschrockenen Kämpfers gegen den Faschismus, hoch in Ehren halten." Die Richtigkeit dieser Aussage blieb gültig.

Frank Schumann



Dampf-Erzeuger

Energieanlagen für klassische Dampf- und Wasser- sowie für Kernkraftwerke bilden mehr als 30 Prozent des Produktionsprogramms der Škoda-Werke in der ČSSR. Turbinen wurden hier schon vor über 80 Jahren hergestellt und bisher in 24 Staaten auf vier Kontinenten geliefert; darunter auch Anlagen für Hohenwarthe und Markersbach in der DDR, für Kraftwerke in Polen, Bulgarien, Kuba, China und Äthiopien.



Tanz-Grazien

Ein Freizeitspaß ist für diese jungen Damen ihre Mitwirkung im Amateurballett des Moskauer Lichatschow-Autowerkes. Der Betrieb – 1916 gegründet – verfügt außerdem über eigene Sportanlagen, Ferienobjekte, Kindereinrichtungen und ein betriebseigenes Sanatorium.

Ostsee-Fund

Das Wrack eines holländischen Schiffes aus dem 18. Jahrhundert fanden polnische Archäologen auf dem Boden der Ostsee. Die geborgenen Teile (unser Foto zeigt Überreste eines Flaschenzugs) werden jetzt im Meereskundemuseum in Gdańsk für die Ausstellung vorbereitet.

Premieren-Kind

„Iliana" heißt das erste Baby, das in Bulgarien nach einer Befruchtung außerhalb des Mutterleibes geboren wurde. Die glücklichen Eltern des Mädchens, das Ehepaar Tirilow, leben in der Stadt Rila im Süden des Landes, in dem man 1981 mit Versuchen zur „in vitro"-Befruchtung menschlicher Zellen begann.

Fotos: Orbis, TASS/Zotin, ZB/CAF, ZB/BTA/Kazakow.

Im nächsten Heft:

Preisausschreiben und Kosmosflug

Die Weltraumfotos, die Sigmund Jähn von seinem Kosmosflug mit Kommandant Valeri Bykowski mitbrachte, wertete der DDR-Kosmonaut für eine wissenschaftliche Monographie selbst aus. Dazu der Auftakt zum großen 10 000-Mark-Quiz. Ein Preisausschreiben anläßlich des 10. Jahrestages des Raumfluges UdSSR–DDR, veranstaltet von FREIE WELT mit dem Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft.

Foto: APN

Brandalarm in Leningrad

Bei einem Großfeuer in der Akademiebibliothek gingen wertvolle Schätze verloren. In einer beispiellosen Rettungsaktion werden kostbare Buchbestände vor den schädlichen Brandfolgen bewahrt.

Birgit und die Chips

Wo ein Staubkörnchen wie ein Felsbrocken wirken kann: Besuch im VEB Kombinat Mikroelektronik bei einer Erfurter Delegierten zum 13. Kongreß der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft.

Einer von 36 Spitzenreitern

Der sowjetische Hammerwerfer Juri Sedych gehört in einer ihrer Form nach einmaligen Weltumfrage, der wir den Namen „Hitparade eines Jahrhunderts" gaben, zu den Siegern. Elf UdSSR-Leichtathleten vorn, und Marita Meier-Koch (DDR) gleich zweimal Spitze!

Für aktuell notwendige Änderungen in Ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT
Sachaliner GEBIET
Sachalinbucht
Ocha
Kolendo
Nikolajewsk
Amurmündung
Neftegorsk
+38
Langry
52°
Amur
Nogliki
-54
Tym
Nabil
Nysch
Alexandrowsk-Sachalinski
138m
1397m
Poronai
Boschnjakowo
Poronaisk
1325m
Uglegorsk
Bucht der Geduld
Wanino
Makarow
Krasnogorsk
Tjulen
Tomari
1035m
Tschechow
Dolinsk
Kostromskoje
Jushno-Sachalinsk
Cholmsk
Prawda
Aniwa
Newelsk
588m
Korsakow
Gornosawodsk
Schebunino
Nowikowka
Moneron
Ochotskisches Meer
Tatarensund
Kamtschatka
Paramuschir
Ochotskisches Meer
RSFSR
SACHALIN
Eisgrenze in einem mäßigen Winter
Kurilen
Iturup
Kunaschir
Stiller Ozean
Japan
Steinkohle
Braunkohle
Erdöl
Erdöl und Erdgas
Schwefel
Bimsstein
Maschinenbau
Baumaterialien
Holzverarbeitung
Holzbereitstellung
Zellulose-Papier-Industrie
Leichtindustrie
Wärmekraftwerke
Nahrungsmittelindustrie
Fisch- und Fischkonservenindustrie
Mineralwasserquellen
Thermal(Heißwasser-)quellen
Eisenbahnlinien
Erdölleitung
Eisenbahnfähre
Autostraßen